

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Sozialdemokraten für ein neues Reichsvantagegesetz.

Die Bürgerlichen stützen Schacht.

Berlin, 29. Jänner. (Eigener Bericht.) Zu der Krise in Preußen ist nun auch eine Verschärfung der politischen Differenzen im Reich getreten. Die sozialdemokratische Fraktion hat bekanntlich verlangt, daß das Reichsbankstatut abgeändert werde, damit es möglich sei, den Reichsbankpräsidenten Schacht von seinem Posten zu entfernen, den er wiederholt zu politischen Zwecken mißbraucht hat. Die bürgerlichen Parteien machen aber Schwierigkeiten, weil sie befürchten, daß mit einem Wechsel im Reichsbankpräsidium die Stabilität der deutschen Währung gefährdet wäre. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat sich heute mit dieser Sache befaßt und eine Resolution angenommen, in der es heißt, daß die Fraktion zwar an der währungspolitischen Unabhängigkeit der Reichsbank und den entsprechenden Schutzbestimmungen im Reichsbankgesetz unbedingt festhalte, sich jedoch auf das schärfste gegen das Eingreifen des Reichsbankpräsidenten in die Führung der deutschen Politik verwehre. In der Demokratie müsse die Staatsgewalt einen maßgeblichen Einfluß auf die Ernennung und Abberufung des Reichsbankpräsidenten und auf die Zusammenfassung des Generalrates der Reichsbank haben. Die Fraktion hält daher ein Gesetz für notwendig, durch welches das Reichsbankgesetz entsprechende Sicherungen erhalte. Der Vorstand der Fraktion wurde beauftragt, die nötigen Vorbereitungen hierfür zu treffen.

Inzwischen hat das Zentrum beschlossen, von der Regierung zu verlangen, daß sie vor dem Abschluß der Young-Vereinbarungen im Reichstag Klarheit über die Sanierung der Reichsfinanzen schaffe. Die Regierungsparteien sollen auf ein festes Programm verpflichtet werden, das auch alle beabsichtigten Maßnahmen steuerlicher Art zu enthalten hätte. Das Zentrum trug heute diese Forderungen dem Reichstagspräsidenten vor.

Da die sozialdemokratische Partei nicht gewillt ist, sich schon jetzt finanzpolitisch binden zu lassen, wird es in den nächsten Tagen wieder zu lebhaften interfraktionellen Auseinandersetzungen kommen.

Snowden und die Erzherzoge.

Anlässlich der Verhandlungen in Haag ging durch eine Reihe von Blättern die Nachricht, daß sich der englische Finanzminister Snowden für die Ansprüche der ehemaligen Erzherzoge eingesetzt hat. Snowden hat nun in einem Schreiben an einen englischen Journalisten namens Tysler diese und noch eine andere Nachricht dementiert. Er schreibt:

Wertes Herr Tysler!

Ich bitte Sie, in meinem Namen die Wahrheit sämtlicher Behauptungen kategorisch zu dementieren, die laut bezüglichen Zeitungsartikeln, dem Kommentar des „Daily Telegraph“ vom 24. Jänner über den aggressiven Artikel der „Edvobé Noviny“ zugrundeliegen. Ich habe niemals ein Wort zur Unterstützung von Erzherzogen gesagt und niemals ein Wort wie „Taschendiebe“ oder einen ähnlichen Vergleich gebraucht. Alle diese Behauptungen sind reine und böswillige Erfindungen.

London, den 25. Jänner 1930.

gez. Snowden.

Weißgardisten-Verfall

auf die Charbiner Eisenbahndirektion.

Moskau, 29. Jänner. (Tsch.) Aus Charbin wird gemeldet: 600 gemäß dem Chabarowster Protokoll von der Ostchinesischen Bahn entlassene Weißgardisten drängen, mit Gewehrkolben bewaffnet, in die Direktion der Bahn ein. Eine Anzahl von Weißgardisten drang in das Arbeitszimmer des Sowjet-Eisenbahndirektors Rudy ein, wobei sie dem Dienstpersonal Schläge versetzten. Die Weißgardisten verlangten von Rudy die Auszahlung von Unterstützungsverträgen in Form eines Dreimonatsgehältes. Rudy verwies auf das Eisenbahnpersonalstatut, das eine derartige Unterstützung nicht vorsieht und empfahl den Weißgardisten, sich an die Bahnverwaltung zu wenden. Ohne Rudy anzuhören, umringelten ihn die Gewalttäter unter Drohungen. Erst nach Eingreifen der Eisenbahnpolizei verließen die Weißgardisten den Arbeitsraum Rudys mit den übrigen Gefährten, die ein Mesum abhielten. Mit großer Verspätung traf ein Polizeibattalion ein und begann das Gefolge von den Weißgardisten zu räumen. Die Stimmung in Charbin ist unruhig.

247 Hinrichtungen in zwei Monaten!

Sowjetrussische Bilanz.

Paris, 29. Jänner. Wie die Blätter über Kowno aus Moskau erfahren, sollen im Laufe der letzten zwei Monate in Sowjetrußland 247 Hinrichtungen vorgenommen worden sein. Zum größten Teile wurden Bauern hin-

gerichtet, die sich gegen das Sowjetregime auflehnten, kein Getreide abliefern wollten oder die zur Requirierung erschienenen Sowjetbeamten verprügelten.

Regierungs- oder Systemwechsel?

Warum Primo ging. — Die Studentenrevolte. — Berenguer persönlicher Feind Primos. — Ein Zivilkabinett.

Paris, 29. Jänner. Dem „Journal“ wird aus Madrid gemeldet, daß bereits in den Universitätskreisen von Sevilla, Barcelona, Granada und Salamanca eine gewisse Erregung herrschte und an Ausdehnung gewann. Andererseits seien pessimistische Gerüchte über das Ergebnis der beim Heere von Primo de Rivera angestellten Umfrage aufgetaucht. Die Antworten der Generalkapitäne seien vom Ministerpräsidenten als wenig befriedigend für seine Eigenliebe angesehen worden. Andererseits hätten die aus verschiedenen Provinzen eintreffenden Nachrichten dahin gedeutet, daß sich eine weitgehende Bewegung gegen das Direktorium abzeichne. An dieser Bewegung seien die Führer des Volkshauses mitbeteiligt. Der Fliegermajor Franco sei in Cadix gelandet und habe dem Generalkapitän von Andalusien Anweisungen für einen Aufstand der Garnisonen gegen die Diktatur überbracht. General Primo de Rivera war davon überzeugt, daß er nicht länger eine so ernste Verantwortung übernehmen könne und daß sein weiteres Verbleiben in der Regierung noch 24 Stunden länger sehr ernste Folgen haben könnte. Darum sei er zurückgetreten.

General Berenguer werde heute vormittags mit seinen Besprechungen zur Bildung des neuen Kabinetts beginnen. Die neue Regierung wird ausgesprochen zivilen Charakter tragen.

Madrid, 29. Jänner. Die Nachricht über die Demission des Ministerpräsidenten General Primo de Rivera, die in Madrid gestern abends durch Sonderausgaben der Blätter bekanntgegeben wurde, hat unter der Bevölkerung große Sensation hervorgerufen und wurde überall auf den Straßen, sowie in den Kaffeehäusern der Stadt lebhaft kommentiert. Trotzdem die Demission des Ministerpräsidenten vorausgesehen wurde, war sie dennoch nicht so rasch erwartet worden.

Madrid, 29. Jänner. Das rasche Ende der Diktatur des Ministerpräsidenten Primo de Rivera war bereits eine Reihe von Wochen vorausgesehen worden, da sich die Diktatur in immer größeren Schwierigkeiten finanzieller und wirtschaftlicher Art befand. Außerdem war bekannt geworden, daß sich der König mit der Absicht trage, an Stelle Primo de Rivera einen Mann zu setzen, der sich größerer Sympathien im Heere erfreue.

Die Kombination mit General Berenguer als Ministerpräsident ist in allererster Reihe bloß als vorübergehende Maßnahme gedacht. Es soll auf diese Art und Weise ein ruhiger Übergang von der Diktatur zu einem normalen Verfassungsleben sichergestellt werden. Eine unbekannte Größe bleibt jedoch der Umstand, wie sich zu dieser Aenderung die politischen Kreise verhalten werden, deren Parole unter der Diktatur Primo de Riveras ge-

lautet hatte: Vollkommen passives Zusehen zu den Ereignissen.

Madrid, 29. Jänner. General Berenguer, der mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut wurde, war Chef der Militärkanzlei des Königs. Er ist 57 Jahre alt und wird allgemein als einer der fähigsten Soldaten und als scharfsichtiger Politiker angesehen. Er erfreut sich großer persönlicher Gunst beim König. Berenguer verbrachte den größten Teil seiner militärischen Dienstzeit in Marokko. Bei Beginn der Diktatur Primos de Rivera im Jahre 1924 wurde General Berenguer auf sechs Monate in der Festung Gbadeloupe eingekerkert. Nach seiner Freilassung verließ er den Militärdienst. König Alfons ernannte Berenguer später, um ihm über dem Kopf Riveras hinweg seine Gunst zu beweisen, zum Chef seiner Militärkanzlei und zum Kommandanten seiner Leibgarde-Hellebardiere. Im November des vergangenen Jahres war Berenguer Vorsitzender des Kriegesgerichtes, das bekanntlich Sanchez Guerra freisprach.

Paris, 29. Jänner. Die letzte Ausgabe des „Journal“ berichtet aus Madrid, daß die stürmischen Demonstrationen der Studentenschaft, die um halb 12 Uhr nachts ihren Anfang genommen hatten, noch immer andauern. Die Studenten durchziehen die Straßen der Stadt und brachen vor dem königlichen Palais in die Rufe „Fort mit der Diktatur! Es lebe die Republik!“ aus. Auch in Barcelona ist es zu Demonstrationen gekommen. Vor den Vereinstafeln der „Patriotischen Union“ wurden einige Reden vorgetragen. Den Demonstrationen der Studenten schloß sich auch die Arbeiterschaft an. Sechs Personen erlitten bei diesen Ausschreitungen Verwundungen. Um 2 Uhr morgens löste die bewaffnete Bürgergarde die Polizeipatrouillen ab.

Erst Wiederherstellung der Verfassung!

Paris, 29. Jänner. (Habas.) Es scheint, daß General Berenguer bei der Bildung seines Kabinetts auf einige Schwierigkeiten stößt. Bis 19.30 Uhr war erst der Name eines einzigen Ministers der neuen Regierung bekannt, nämlich der des Generals Marro.

Graf de la Portera hatte erklärt, er wolle zwar in die Regierung eintreten, aber nicht vor der Wiederherstellung der Verfassung, denn die Regierung des Generals Berenguer sei lediglich die Fortsetzung der Diktatur. Graf Romanones soll erklärt haben, daß die Lage im gegenwärtigen Augenblick sehr schwierig sei und von Minute zu Minute schwieriger werde, solange die Regierung nicht gebildet sei.

Ein Diktator tritt ab.

Zeit Monaten wußte Europa, daß Spanien vor einem Regierungswechsel steht und daß Primo am Ultimo angelangt ist. Wie sich dieser schlechte Komödiant an die Rolle klammerte, wie er zuletzt von Tag zu Tag die Entscheidung hinausschob, das bewies nur, daß ihm jedes Format eines Staatsmannes fehlt: er machte sich, ehe er ging, vollends lächerlich. Die Abstimmung unter den Offizieren, durch die er vor sechs Jahren den Putz vollzogen hatte, war dann der letzte Versuch sich selbst Mut zu machen; er mißlang, die Krone ließ den lächerlichen Diktator fallen.

Für die Gegner der Diktaturen bedeutet Primo de Riveras Sturz einen internationalen, nicht zu unterschätzenden moralischen Gewinn. Die spanische Diktatur war sicher unter den heute bestehenden die am wenigsten gefestigte. Sie war nicht durchorganisiert, wie die italienische, konnte sich nicht wie die serbische hinter einer großen nationalen Mission verchanzen, sie war überhaupt zu wenig System und zu sehr Zufallsprodukt, um auf ein langes Leben rechnen zu können. Immerhin entwickelte sie alle Mäuren der Schweserdiktaturen. Sie verhängte über das Land eine äußerst scharfe Zensur und wagte es, alle oppositionellen Geister bis weit ins konservative Lager hinein, des Landes zu verweisen. Miguel de Unamuno und Blasco Ibanez mußten der Polizeivillkür weichen. Primo griff wie Mussolini in das Wirtschaftsleben ein und erprobte an der allerdings unentwickelten und im halbarchaischen Syndikalismus festengebliebenen Gewerkschaftsbewegung Spaniens seine „starke Hand“.

Wie die italienische Diktatur letzte und die spanische nach Kriegsrühm und prunkte gern mit militärischer Nachbarschaft. Die Liquidation des Marokko-Krieges galt dabei als Verdienst Riveras. Ohne die militärische Hilfe Frankreichs, das mit einer gewaltigen Armee in Marokko aufmarschierte, wäre aber wahrscheinlich die ruhmreiche Komada des Don Quixote de Ribera nie mit den Riffabysen fertig geworden. Die Rüstungen verschlangen Geld, ohne daß die Armee, oder besser gesagt das Offizierskorps, Vertrauen zu der Diktatur gefaßt hätten. Noch in der vergangenen Woche legte der Diktator in einer letzten Anwandlung von Größenwahn seine „Bombe mit Zeitzunder“ gegen die Flottenabrüstung, indem er Neuen-Schiffbau Spanien ankündigte. Das zum Erbarmen heruntergekommene Land, das seit der Vernichtung seiner Flotte im spanisch-amerikanischen Krieg von 1898 keine nennenswerte Marine mehr hatte, soll Sechschiffbau von Ueber-Dreadnought-Dimensionen (um 40.000 Tonnen) bauen! Trotz dieser militärischen Ambitionen hat das Offizierskorps der Artillerie wiederholt Versuche zum Sturz de Riveras unternommen. Er stützte sich auf die anderen Waffengattungen, die aber nunmehr auch versagt haben.

Die Geister der Großmachtpolitik, mit der die Diktatur gern austrat — so beim Austritt Spaniens aus dem Völkerverbund — wurde bald als bloße Geister der Großmannsucht durchschaut. Die Unordnung in den Finanzen des Landes nahm trotz vorübergehender Wirtschaftskonjunktur zu. Die Diktatur, die der „Parteiwirtschaft“, der parlamentarischen Korruption ein Ende machen wollte, versank selbst immer tiefer in die Sumpfe der Korruption. Der Sturz der Peseta war das barometrische Zeichen für den unaufhaltsamen Niedergang. Die Widerstände im Volke mehrten sich. Der Freispruch des Rebellen Sanchez Guerra und vorher schon der unerhörte Fall selbst, daß ein konservativer Politiker an die Spitze einer Rebellion trat, signalisierten den baldigen Fall des Diktators. In den letzten Tagen rebellierten Studenten und Professoren der Universitäten, hielten die rote Flagge und demonstrierten für die Republik. Jetzt endlich scheint auch König Alfons eingesehen zu ha-

Budgetausfluß.

Prag, 29. Jänner. Der Budgetausfluß des Abzordnenhauses erledigte heute in ganztägiger Sitzung, die bis 11 Uhr nachts andauerte, das Kapitel Innenministerium, wobei spät abends noch Genosse Dietl zu Worte kam.

In der Debatte befaßte sich Stabizet (Nat. Soz.) mit gewerblichen Fragen, denen die Behörden wenig Verständnis entgegenbrachten, verlangt u. a. die ganzstaatliche Regelung der Sonntaggarbe, und wendet sich dann Filmfragen zu. Krebs (o. Nat. Soz.) tritt für Reform der Verwaltung auf Grundlage der nationalen Autonomie ein. Seidl (Soz. Dem.) befaßt sich mit Staatsangestelltenfragen und nimmt sich namentlich der Forderungen der Rauschlooffizianten an.

Nach der Mittagspause wurden zunächst die Verfügungen des Ständigen Ausschusses betreffend die

Einfuhrsteuer und die zollfreie Einfuhr von Maschinen erledigt, dann ging die Budgetdebatte mit einer Rede Sterns weiter, auf die dann der tschechische Genosse Keres näher einging. Er hält Stern vor, daß die kommunistische Partei, deren Redner ständig die Worte „Faschismus“ und „Sozialfaschismus“ im Munde führen, es zum Faschismus viel näher hat als die sozialistischen Parteien. Die kommunistische Partei habe heute ihre Rolle unter unserer Arbeiterschaft zu Ende gespielt. Die Kommunisten könnten mit dem Wort „Sozialfaschismus“ endlich einmal aufhören, weil das kein Argument, sondern eine widerwärtige Phrase sei. Weiter verlangt er, daß die Gewerbesteuer nicht in die Lohnkampfe der Arbeiterschaft eingreife und auch die Anträge von Wahlflugblätter in Ruhe lasse. Hodas (Nat. Dem.) geht auf die letzten Prager Studentenrevolte ein und verlangt Beschleunigung der Untersuchung und Satisfaktion für die Studenten.

ben, daß längeres Zuhalten nicht nur die Stellung de Riveras erschütterte, sondern auch der Monarchie gefährlich werden mußte. Ruhmlos, ein Passivposten des ganzen Systems und eine moralische Belastung seiner Kollegen in Rom, Sofia, Belgrad und Budapest, Kowno und Warschau, steigt Primo de Rivera vom selbstgeziemten Throne herab.

Die Diktaturfreunde und Diktaturlüftigen aller Länder werden versuchen, den blamablen Abgang de Riveras zu bagatellisieren. Schließlich ist auch sein Nachfolger ein General, man weiß nicht, ob der Weg zu verfassungsmäßigem Leben gefunden wird und wie dieses in Spanien aussehen wird. Man wird uns also erzählen, es sei ein Personen- und kein Systemwechsel. Nur hängen eben Person und System bei der Diktatur sehr eng zusammen. Ein System, das die schrankenlose Herrschaft eines Mannes für den Idealzustand hält, macht Bankrott, wenn sich der Diktator als unfähiger, arroganter, großsprecherischer Dilettant erweist.

Man wird gut daran tun, sich jetzt der begeistertsten Zustimmung zu erinnern, die Primo de Rivera seinerzeit bei den Faschisten aller Lager, vor allem auch bei unseren Sakentkrenzlern gefunden hat. Sie konnten sich nicht fassen vor Bewunderung für die „Ordnung“ in Spanien, für die großartigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Erfolge der Diktatur. Der „Tag“ des Herrn Krebs hatte dazumal sogar einen eigenen Berichterstatter in Madrid (es mochte natürlich ein Zufall sein, daß es einen Teutonier mit gut slawischen Vorfahren just damals als Exponenten des Germanentums ins alte Land der Westgoten verschlagen hatte, aber es traf sich gut so) und allwöchentlich konnte man aus dem sudetendeutschen Nornenbrunnen tiefster Weltweisheit mit der Kund von Primo de Riveras Siegen und Großtaten auch die Hoffnung auf die Wiedergeburt des deutschen Volkes aus dem Geiste der spanischen Polizeidiktatur schöpfen. Das war einmal. Die schönen Tage von Aranjuez sind vorbei...

An der am wenigsten gefestigten, innerlich schwächsten Diktatur Europas hat sich natürlicherweise das Schicksal zuerst erfüllt. Aber die Nebel, die in Spanien die Widerstände gegen die Diktatur geteilt und ihren Bestand untergraben haben, sind die Begleitscheinungen jeder Diktatur. Ist nicht auch Pilsudski wie Rivera mit dem Programm der Reinigung des öffentlichen Lebens, der Befestigung der Parteiherrschaft und der Korruption auf den Plan getreten? Vor wenigen Tagen erst flog wiederum, zum soundsovieltenmale, eine Korruptionsaffäre im Pilsudskilager auf. Ohne Korruption wird es in der kapitalistischen Ordnung mit ihrer Profitjagd, bei der systematischen Hochzucht niedrigster Instinze des Gelderwerbs und skrupelloser Konkurrenz im Geldverdienen, nie abgehen. Sie läßt sich immer noch am besten bekämpfen und auf ein für die Allgemeinheit erträgliches Maß einschränken durch die breiteste Demokratie, durch die gegenseitige öffentliche Kontrolle. Wo das demokratische System den Nebeln gegenüber versagt, liegt es meist nicht an einem Zwißel an Demokratie, sondern an den bürokratischen Mängeln, an der Unreife

der Demokratie. Die Diktatur aber, die der Öffentlichkeit das Recht auf Kontrolle nimmt, die alles auf Willkür und Gehorham gründet, ist machtlos gegenüber der wuchernden Pest der Korruption. Sie muß jedem ihrer Funktionäre einen Spieß und jedem Spieß einen weiteren Konsumenten zur Seite stellen; sie kommt nicht mit dem Apparat der Gewalt aus, sondern bedarf eines besonderen Apparates, um das Funktionieren der Gewalt sicherzustellen. So entsteht im Staate ein Meer von Schmarotzern — das in Italien nach Hunderttausenden zählt — die das Volk mit ernähren muß. Zugleich werden die besten Ele-

mente der Nation — und das war in Spanien so wie es in Italien der Fall ist — des Landes verwiesen, brachgelegt, in Opposition gedrängt. In absehbarer Zeit bricht dieses System immer und überall zusammen. Der Absolutismus der Feudalzeit, der russische Zarismus schufen die Voraussetzungen ihres Sturzes selbst. Auch die spanische Diktatur fiel, weil das System sich selbst verzehrte und alle revolutionären Kräfte entband. Die stärkeren Diktaturen werden die Kraftprobe länger ertragen; dem Zusammenbruch wird keine von ihnen entgehen.

Die Gewerbeinspektion im Jahre 1928.

Der eben erschienene Bericht der Gewerbeinspektoren über ihre Tätigkeit im Jahre 1928 bietet das schon gewohnte Bild: daß die Inspektion völlig ungenügend ist und dringend einer Reform bedürfte. Durch die Regierungsverordnung vom 28. Dezember 1928 wurde eine Neueinteilung der Inspektorate vorgenommen, es gibt ihrer nun 29, ebenso viel wie früher, nur daß vereinzelte Grenzänderungen vorgenommen wurden. Innerhalb dieser Gebiete wurden 106.889 Unternehmungen gezählt, darunter 11.803 Fabriksbetriebe. Davon wurden während des ganzen Jahres 30.472 Betriebe inspiziert, darunter 7726 Fabriksbetriebe. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter betrug 996.689, darunter 295.059 weibliche. Trotz aller gesetzlichen Bestimmungen stellt der Bericht fest, daß 59 männliche und 20 weibliche Jugendliche unter 14 Jahren in diesen Betrieben beschäftigt wurden; man kann sich vorstellen, daß die Zahl der wirklich zur Arbeit gezwungenen Kinder noch viel größer ist. 14- bis 16jährige gab es 24.915 männliche und 12.386 weibliche. Die Zahl aller Inspektionen betrug 33.451, darunter wurden 317 Nacht- und 206 Sonntagsinspektionen durchgeführt, sie betreffen die Glasindustrie, Metallverarbeitung, Maschinenindustrie, Holzindustrie, Textilindustrie, Papierindustrie, Lebensmittelindustrie, die Gastgewerbe, chemische Industrie, die Baugewerbe, die graphische Industrie und den Handel. Weit aus die meisten dieser Inspektionen wurden erfreulicherweise in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie durchgeführt, nämlich 263 Nacht- und 107 Sonntagsinspektionen. Sie betrafen natürlich in erster Linie die Bäckereien, in denen ja die Uebertretung der gesetzlichen Bestimmungen geradezu die Regel ist. Weit aus die meisten Betriebe, nämlich 28.130 wurden auch dieses Jahr nur einmal besucht, 1909 Betriebe zweimal und 433 drei- und mehrmals. Es muß auch diesmal wiederholt werden, was wir letztes Jahr über diese Inspektionen schrieben: daß ein mehrmaliger Besuch der Fabriken unerlässlich ist. Die Unternehmer wissen, daß sie nach erfolgter Inspektion kaum mehr eine weitere zu befürchten haben und richten sich auch danach ein. Dort, wo tüchtige Betriebsauschüsse an der Arbeit sind, werden sie ja natürlich mancher Schädigung und Uebertretung vorbeugen können, sonstfalls den Inspektor wieder zum Besuch einladen. Leider wissen wir aber, daß nicht in allen und besonders nicht in den gewerblichen Betrieben entsprechende Vertretungen der Arbeiter zu finden sind und es müßte hier also unbedingt die Gewerbeinspektion selbst nach dem Rechte leben. Wie soll sie aber mehrmalige Besuche machen, wenn sie 76.000 Betriebsstätten überhaupt jährlich, jahtrein nicht kontrollieren kann, da einfach die notwendigen Kräfte fehlen!

Der Gesamtstand unserer Gewerbeinspektion besteht aus 91 Beamten, davon befinden sich 4 im Zentralgewerbeinspektorat, 7 Beamtinnen leisten die höhere technische Hilfsarbeit, 6 Beamte die niedere technische Hilfsarbeit. Für den eigentlichen Inspektionsdienst verbleiben also 74 Beamte, was gegen das Vorjahr zwar eine Steigerung um 4 Beamte bedeutet, trotzdem aber immer noch als ungenügend bezeichnet werden muß.

Die Inspektoren waren genötigt, in 1022 Fällen Anzeigen an die zuständigen Behörden zu erstatten. Gegen das Jahr 1927, wo 891 Anzeigen erstattet wurden, bedeutet das eine Steigerung und man kann also wenigstens den guten Willen der Inspektoren anerkennen, doch etwas schärfer als bisher vorzugehen. Die amtlichen Erledigungen der Anzeigen kommen freilich nach wie vor in ihren Wirkungen Aufmunterungsprämien an die Unternehmer gleich. Nur in 602 Fällen erfolgte amtlich die Erledigung der Anzeigen, fast die Hälfte blieb also unerledigt oder wurde auf die lange Bank geschoben. In 44 Fällen verlangten die Behörden vom Unternehmer, daß er die geforderten Maßnahmen durchführe, 20mal wurde ein Verweis erteilt und Strafe angedroht, in 502 Fällen wurden Strafen im Ausmaß von 99.865 K verhängt. Obgleich sich die Zahl der Strafen von 469 auf 502 gehoben hat, ist die Strafumme von 105.430 K auf 99.865 K gesunken! Im Durchschnitt entfallen also auf einen Straffall 200 K, man kann sich vorstellen, daß die gewissenlosen Unternehmer, welche die gesetzlichen Vorschriften für wahr schon arg verleben müssen, ehe sie überhaupt angezeigt werden, sich aus dieser horrenden Strafe kaum viel machen. In vier besonders krassen Fällen schritten die Behörden zur Schließung der betreffenden Betriebe, in 20 Fällen leisteten die Behörden mit, daß die geforderten Maßnahmen durchgeführt seien, in 12 Fällen hatten die Inspektorate wegen geänderter Verhältnisse keinen weiteren Grund zum Einschreiten. Von im Vorjahr nicht erledigten Fällen, die sich auf 299 Anzeigen betragen, wurde den Inspektoren mitgeteilt, daß 181mal Geldstrafen im Gesamtbetrag von 40.010 K verhängt wurden, im Durchschnitt also etwas mehr als 200 K.

Der Bericht vermerkt, daß im Jahre 1928 insgesamt 462 neue Betriebe begründet wurden, zumeist Fabriksbetriebe. 96 entfallen auf die Industriezweige der Steine, Erden und Glas, 43 auf die Metallverarbeitung, 39 auf die Maschinenindustrie, 62 auf die Holzbearbeitung, 52 auf die Textilindustrie, 47 auf die Konfektionsindustrie, 46 waren Lebensmittelbetriebe, 30 gehören der chemischen Industrie an usw. Demgegenüber wurden 404 Betriebe aufgelassen, darunter 89 in der Textilindustrie, 65 Lebensmittelbetriebe, 23 metallverarbeitende, 42 Maschinenbetriebe, 56 in der Holzindustrie usw. Die meisten Produktionsstätten entsprachen den gesetzlichen Bestimmungen, aller-

dings gab es unter den Neugründungen auch solche, denen man beim besten Willen den Betrieb nicht gestatten konnte. So wird berichtet, daß die Arbeitsstätte eines neu zu errichtenden Betriebes nur 185 Meter hoch war, eine mechanische Seidenweberei im Olmüger Bezirk mußte geschlossen werden, weil sie mit Maschinen überfüllt war und die Decken keine genügende Tragkraft aufwiesen. Die Ueberfüllung der Betriebsstätten ist überhaupt eine der häufigsten Ursachen zu Beschwerden: bei einer Modistin im Briinner Bezirk arbeiteten z. B. zwölf Arbeiterinnen auf einer Fläche von 9 Quadratmetern, so daß auf eine Arbeiterin 1/3 Quadratmeter entfielen! Der Bericht bezeichnet selbst das Vorgehen verschiedener Unternehmer als gewissenlos: man würde ihnen aber wahrscheinlich in wirkungsvoller Weise das Handwerk legen, wenn solche Betriebe einfach geschlossen würden, so lange nicht die nötigen Änderungen geschaffen werden.

Die Unfallstatistik ist nach wie vor eines der traurigsten Kapitel der Gewerbeinspektion. Im Berichtsjahre ereigneten sich 52.522 Unfälle, darunter die meisten mit 12.308 in der Metallverarbeitung. Auch die Prozentzahl im Verhältnis zum Gesamtstand der Beschäftigten ist hier mit 23.4 Prozent die höchste. Es folgt mit 8221 Unfällen und 15.6 Prozent aller Beschäftigten das Baugewerbe, an dritter Stelle steht mit 7433 Unfällen und 14.1 Prozent aller Beschäftigten die Maschinenindustrie. Die Industrie der Steine und Erden sowie die Glasindustrie wiesen 6159 Unfälle und 11.7 Prozent der Beschäftigten aus, während alle anderen Industriezweige unter einem Unfallanteil von 10 Prozent gegenüber der Zahl der Beschäftigten bleiben. Die relativ niedrigste Unfallziffer mit einem Anteil von 0.2 Prozent (insgesamt 98 Unfälle) weist die Kautschuk- und Zelluloseindustrie auf. Tödliche Unfälle ereigneten sich 427, darunter weit aus die meisten, nämlich 127, im Baugewerbe. Es folgt mit 80 die Industrie der Steine und Erden, mit 41 die Lebensmittelindustrie, 26 entfallen auf die Metallverarbeitung, 24 auf die Holzindustrie, 19 auf die Maschinenindustrie, 18 auf den Verkehr usw. Unter den tödlichen Unfällen im Baugewerbe befinden sich auch die 46 Opfer der furchtbaren Baukatastrophe am Forle, aber auch wenn man diese in Abrechnung bringt, haben sich die tödlichen Unfälle gegen das Jahr 1928 um 18 Prozent gehoben. Die gesteigerte Konjunktur des Jahres 1928 hat also in erster Linie die Arbeiterschaft mit ihrem Blute bezahlen müssen: es ist das Dektempo, das die steigenden Unfallziffern verschuldet.

So enthält der Bericht der Gewerbeinspektoren eine Reihe ausführlicher Mitteilungen, aus denen noch verschiedene hervorgehoben zu werden verdienen. Das sei einer späteren Bearbeitung vorbehalten. J. B.

Heute Beneš-Expofee.

Prag, 29. Jänner. Heute nachmittags wird der Außenminister Dr. Beneš im Plenum des Abgeordnetenhauses sein angekündigtes Expofee über die Reparationsfrage und die Haager Verhandlungen erstatten und nachher auch im Senat wiederholen. Wie man hört, soll sich das Expofee auch in ausführlicher Weise mit der geschichtlichen Entwicklung dieser Frage befassen und nicht weniger als sechzig Schreibmaschinenseiten umfassen. Weil sich im Abgeordnetenshaus schon mehr als ein Dutzend Redner bloß aus Koalitionskreisen gemeldet haben sollen, denkt man daran, die Debatte erst in den ersten Tagen der nächsten Woche abzuführen, da sie in dieser Woche ohnedies kaum mehr zum Abschluß gebracht werden könnte. Der Senat wird auf alle Fälle die Debatte erst ab Mittwoch nächster Woche abführen.

Ich oder — Ich?

Roman von Herman Hilgendorff.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6. (Nachdruck verboten.)

„Ich wollte, ich wäre häßlich wie die Nacht, dann . . . dann könntest du mich nicht verkaufen . . . an diesen . . .“ Junge verschluckte ein Wort und biß sich auf die Lippen.
Leon von Grabow fuhr sich mit der Hand in den Kragen. Er war dunkelrot geworden, und die Adern sprangen aus der schlaffen Stirnhaut heraus.
Er sah sich schon im Zimmer um. Es schien, als wolle er den Versuch machen, aufzuspringen. Aber dann gab er den Versuch mit einer wütenden Gebärde auf.
„Ich will dich nicht verkaufen! Du sollst mich nur vor dem Gefängnis retten. Du weißt, daß Benno von mir Wechsel in der Hand hat . . .“
„Gefährliche!“ sagte Junge, und ihr Wort war wie ein Peitschenschlag.
„Gefährliche!“ sagte Leon von Grabow, und zum ersten Male klang aus seiner fettigen Stimme Erregung heraus.
„ . . . ich muß sie gefällig haben, als ich sinnlos betrunken war. Ich weiß nichts davon“, flüsterte er leise. Der Blick, den er auf Junge warf, war schon und verlegen.
„ . . . aber sie tragen deine Handschrift!“ sagte Junge unbarmherzig.
„Ja! Wir hatten scharf gespielt! Dann habe ich viel getrunken . . . und dann . . . dann . . .“
„ . . . weißt du von nichts, du unschuldiger Vater!“ sagte Junge, und Verachtung mischte sich mit grenzenloser Bitterkeit in ihre Stimme.
„ . . . wir sollen dann weitergespielt haben. Ich habe meine Spielschuld an Rittmeister Wodloff mit diesen Wechseln bezahlt . . .“

„ . . . und der gute selbstlose Benno war so lieb, sie für dich einzulösen!“ Peitschender Hohn war in Jungs Stimme.
„Ja!“ sagte Leon von Grabow heiser und wischte sich mit dem Seidentuch die Stirn. Ein schwühender Niesentrost mit verängstigten Augen.
„ . . . du wirst mich nicht im Stich lassen?“ fragte er in jäher Angst und heiser.
„Nur weil dein Name auch mein Name ist!“ sagte Junge bitter. Sie liebte ihren Vater nicht, diesen genüßsüchtigen, skrupellosen, verbrauchten Genießer, dem sie ihr Lebensglück zu opfern gezwungen war. Sie sah ihn kalt und fremd an, das Gesicht voller unerbittlicher Verachtung.
„Wenn ich ein Mann wäre . . .!“ sagte sie, und auf ihrer reinen weißen Stirn wuchs eine drohende Falte auf.
„Was dann?“ fragte der Vater.
Sie wandte sich wieder um, ohne seine Frage zu beantworten, und trommelte mit den Fingern gegen die Fensterscheibe.
Plötzlich wandte sie sich um und zeigte auf den Geldschrank. Ihr Gesicht war gespannt vor Energie. Rote Blutwellen pulsten hindurch. Die Augen wurden voll und tief . . .
„ . . . dann würden die Wechsel nicht mehr lange darin liegen!“ sagte sie hart und drohend.
Der alte Grabow stand auf. Seine schwammige Gestalt zitterte leicht, und der Schweiß schien aus tausend Quellen an der Stirn zu entströmen.
„Ich bin doch kein Einbrecher!“
„Entschuldige, lieber Vater . . . nur ein Häßlicher! Ich vergaß den Abstand . . .“
Grabow ließ sich stöhnend wieder in den Sessel zurücksinken. „Das ist Kindesliebe“, stöhnte er.
Junge sah ihn fast verwundert an.
„Kindesliebe?“
In diesem Augenblick öffnete sich die Tür.

Der alte Grabow sprang auf und ging mit fast serviler Liebeshörigkeit dem Eintretenden entgegen.
„Guten Tag, Benno, wir sollten dich abholen! Wir wollten den Kram-Werken einen Besuch abstatten!“ Er umarmte seinen Schwiegerjohn.
Aber Westmann sah starr über Grabows Schultern hinweg.
Er löste sich von dem alten Herrn.
Er sah auf die Gestalt am Fenster, und ein leichtes Zittern überlief ihn.
Er fühlte das plötzliche Sämmern seines Herzens. Flammen liefen über sein Gesicht.
Stark und heiß brannte das Gefühl in seinem Herzen, was er tot gewähnt hatte . . . all die Jahre . . . zehn Jahre . . .
Liebe!
Aber die Liebe sah ihn kalt und mit fast verächtlichen Augen an.
Junge hatte sich nicht vom Fenster fortbewegt. Ihre Augen waren hart und fremd. Ihre Lippen zuckten stärker als je. Ihr Gesicht war bleich.
Und trotzdem ging Paul Westmann auf sie zu wie von einem Magneten angezogen.
Er wußte kaum, was er tat. Er folgte, er gehorchte einem mächtigen Trieb in sich. Einem Trieb, der ihm das klare Denken fast raubte.
Plötzlich hielt er Jungs Hände in den seinen. Seine Hände brannten wie Flammen. Jungs Hände waren kalt wie Eis.
„Ich liebe dich!“ stöhnte Westmann plötzlich, und er kam erst zum Bewußtsein seines Tuns, als ihm die Hände, die er an seine Lippen geführt hatte, brüßel fortgerissen wurden.
„Wie vielen Frauen haben Sie das schon gesagt, Benno?“
Paul Westmann fuhr auf. Erst jetzt kam ihm die Bestimmung wieder. Und dann kamen noch läster und abwehrender die Worte . . .

„Sie sind gewohnt, Frauen zu . . . kaufen!“
Und plötzlich hatte Paul Westmann ein Lächeln um den Mund. Er verstand die Situation. Er wußte, wer Benno Kram war. Und fast beglückte ihn die Härte, die Grausamkeit des Wortes von Junge.
Das Eine erkannte er jetzt mit brennender Freude.
Diese Frau liebte . . . Benno Kram nicht. Aber vielleicht würde sie . . . Paul Westmann lieben lernen?
„Was haben Sie mir vorzuwerfen?“ fragte Westmann und das Lächeln um seinen Mund verstärkte sich.
Und plötzlich wurde Junge erregt. Sie vergaß ihren Voratz, ihren Vater zu retten, sie vergaß ihre Klugheit. Ihr Temperament ging mit ihr durch. Sie schrie ihm fast ins Gesicht:
„Glauben Sie, ich kenne Ihre häßlichen Weiberaffären nicht? Die Stadt ist voll von dem Schmutz Ihrer Abenteuer! Sie sind ein Lump, ein Verführer, ein Spieler, Trinker . . . ich verachte Sie . . . ich will Sie nicht heiraten . . . will nicht . . . will nicht . . .“
„Sie müssen“, sagte Paul Westmann ruhig. Es war, als hätte Junge ein Sieb getroffen. Sie wurde brandrot im Gesicht. Ihre Hände flogen.
„Sie sind ein Exprefser!“ schrie sie.
Westmann entgegnete ruhig:
„Kram ist ein Exprefser . . . ein Liebes-exprefser!“
„Ein Sklavenhalter, Sie wollen mich kaufen . . . mit den Wechseln . . . mit der Ehre meines Vaters . . .“
„Das will ich!“ sagte Westmann und lächelte noch immer. Er fand diese Frau in ihrem Zorn immer schöner. Immer größer wurde die Freude in seinem Herzen, daß die Braut Benno Krams ihren Bräutigam . . . haßte.
(Fortsetzung folgt.)

Senat.

Fünf Verfügungen des Ständigen Ausschusses erledigt.

Prag, 29. Jänner. Der Senat hielt heute in den Abendstunden eine dreieinhalbstündige Sitzung ab, in der fünf Verfügungen des Ständigen Ausschusses, teilweise ohne jede Debatte, genehmigt wurden. Die in der letzten Sitzung genehmigten Vizepräsidenten Genosse Dr. Heller und Dr. Gruban erklärten nachträglich, die Wahl anzunehmen.

Eine Anfrage des Kommunisten Redub nach § 69 der Geschäftsordnung hatte den feierlichen Ausschluß Mikulíček als ungerichtlich hingestellt; er hätte sich angeblich in der kritischen Zeit, als einige Kommunisten von der Sitzung ausgeschlossen wurden, überhaupt nicht im Saal befunden.

Der Vorsitzende erwidert, daß die Anwesenheit Mikulíček durch den Vorsitzenden wie durch Senatsangehörige einwandfrei sichergestellt wurde; im Falle des Ausschusses sei ein vorübergehender Ordnungsbruch nicht erforderlich. Die Einleitung einer neuen Untersuchung sei ausgeschlossen, da Mikulíček sich dem Ausschluß ausdrücklich so lange widersetzt habe, bis er aus dem Saal getragen werden mußte. Es bleibe daher bei dem Präsenzenz für einen Monat.

Zur Einführung der Krankenpflege für Rentner der Pensionsanstalt sprach ein Kommunist und der tschechische Genosse Johaniš, der sich u. a. mit der schwierigen Situation der Rentnerinnen und des Heilfonds befaßte. Viele Renten müßten sich teureren Bankzinsen verschaffen, um ihren Verpflichtungen nachkommen zu können, und der Heilfonds werde schon bald nicht mehr die Ärzte und Apotheker bezahlen können. Hier sei schnelle Hilfe nötig.

Zu der Verlängerung der Gültigkeit der Einfuhrscheine spricht nur Mikulíček, der allerdings seinen Ausschluß aufs Tapet bringt und sich ein Ordnungsruf zuzieht, als er behauptet, das stenographische Protokoll sei an der betreffenden Stelle gefälscht worden. Die Verlängerung der zollfreien Einfuhr von Maschinen, die im Inland nicht erzeugt werden, wird debattelos genehmigt.

Dagegen entspinnt sich eine größere Debatte zur Staatshilfe bei Elementarkatastrophen. Genosse Kříž (Hö. Soz. Dem.) bemängelt die Unzulänglichkeit der verschiedenen staatlichen Hilfsfonds. Man dürfe in Zukunft nicht erst mit geschweiblichen Maßnahmen warten, bis das Unglück schon geschehen sei, sondern müsse vorher alle zweckmäßigen Hilfsmittel bereithalten. Die Hilfsaktion sei durch die Praxis der Behörden zu sehr verzögert worden. Die Sekretariate der Agrarier hätten dabei unerlaubte Parteilichkeit betrieben. Auch der tschechische Nationalsozialist Komrš kritisiert den schwerfälligen Verlauf der amtlichen Hilfsaktion, ebenso später der tschechische Genosse Petřil. Letzterer führt an, daß man in einigen Bezirken die Kleinlandwirte anzuschließen versucht habe. Der deutsche Christlichsozialist Böhre stimmt der Vorlage zu; er verlangt z. B. Kredite für die ländlichen Kasseienkassen aus dem Mitteln der Sozialversicherung.

Der letzte Punkt der Tagesordnung, die provisorische Verlängerung des Handelsvertrages mit der Türkei, wird debattelos erledigt.

Nächste Sitzung morgen, Donnerstag, um 5 Uhr nachmittags. Tagesordnung: Zwei Immunitäten. In dieser Sitzung wird der Außenminister sein kurz vorher im Abgeordnetenhause erstattetes Referat über die Reparationsverhandlungen halten. Die Debatte darüber soll erst Mittwoch nächster Woche eröffnet werden.

Konstituierung des Ständigen Ausschusses.

Prag, 29. Jänner. Der Ständige Ausschuss der Nationalversammlung trat heute unter Vorsitz Malypetr's zu seiner konstituierenden Sitzung zusammen. Vor Eingang in die Tagesordnung hielt der Vorsitzende dem heute früh verstorbenen ehemaligen Senator Braček, der noch Erbsmann des Ausschusses war, einen herzlichen Nachruf.

Die Wahlen ergaben: Vorsitz Malypetr, erster Stellvertreter Senator Genosse Habrman, zweiter Abgeordneter Tučný (Nat. Soz.); Schriftführer Dolaněk, Botruba und Rajman.

Die Lage in der Landwirtschaft.

Debatte im landwirtschaftlichen Ausschuss.

Mittwoch vormittags begann im landwirtschaftlichen Ausschuss die Debatte über das Erbfeld des Ministers Bradač zur Agrarreform. Als erster Redner sprach der tschechische Sozialdemokrat, Gen. Koudelka, der sich ausführlich mit den Forderungen der Agrarpartei auseinandersetzte und ihre Forderungen mit durchschlagenden Argumenten bekämpfte. Er wandte sich scharf gegen den beabsichtigten 15prozentigen Abbau der Landarbeiterlöhne und begründete es, daß es das Landwirtschaftsministerium abgesehen habe, auf den staatlichen Gütern diese Lohnkürzung durchzuführen.

Der tschechische Nationalsozialist Knejžlitz betonte bei der Besprechung der Kommissionsfragen, daß bei dieser Aktion politische Einflüsse, wie sie bei der Bodenreform zu verzeichnen sind, ausgeschaltet werden müssen.

Zobanu sprach der Karpathendeutsche Abg. Rišch, der als momentane Hilfe Kontingenzierung der Einfuhr und Steuerabschreibungen

bezeichnete. Die Zollpolitik lehnte er neuerdings ab, und zwar aus seinen in Ungarn gemachten Erfahrungen heraus, als man gegen Serbien die Zölle erhöhte. Auf die Industrie, den größten Konsumenten, muß Rücksicht genommen werden. Der Redner bekämpfte auch die Preisreibe der internationalen Kartelle.

Abg. Böh m, der die agrarische Zollpolitik lang und breit verteidigte, wunderte sich über Rišch, der als großer Landwirt diese bekämpft. Auf die wrothen falschen Argumente dieses Redners braucht man wirklich nicht einzugehen. Zum Schlusse erklärte Redner, daß die Geduld

der Agrarier zu Ende ist, die von ihren Forderungen nicht abgehen könnten. Abg. Dr. Hod a š polemisierte teilweise gegen Böh m und wandte sich entschieden gegen die geplanten Zoll erhöhungen. Interessant war die Erklärung Hod a š, daß seine Partei nur solche Maßnahmen zugunsten der Landwirtschaft unterstützen könne, die keine Erhöhung der Lebenshaltungskosten im Gefolge haben und unsere handelspolitische Situation nicht verschlechtern. Die Debatte wurde um zwei Uhr nachmittags abgebrochen und wird Dienstag um 9 Uhr vormittags fortgesetzt.

Die Kommunisten helfen der Bourgeoisie.

Im Theresienthaler Streik werden nicht die Unternehmer, sondern - die Gewerkschaften angegriffen.

Zeit etwa zehn Wochen streiken in der Theresienthaler Kunstseidenfabrik in Ostböhmen etwa tausend Arbeiter. Die Bemühungen des Fabrikarbeiterverbandes, eine Einigung zu finden, scheiterten bisher an dem starren Willen der Betriebsleitung, einen Teil der Arbeiterschaft nicht mehr in den Betrieb aufzunehmen. Am 8. Jänner fanden nun in Arnau Verhandlungen statt, in denen der Verband seine hauptsächlichsten Bedingungen für die Beendigung des Streiks vorlegte. Diese Bedingungen bestanden in der Wiedereinstellung aller streikenden Arbeiter, in einer Lohnerhöhung durch Umreihung des Betriebes in die höchste Lohngruppe des Kollektivvertrages und in dem Vorschlag, daß Veränderungen der Arbeitsmethoden (Rationalisierung) nur im Einvernehmen mit dem Betriebsauschuss vorzunehmen sind. Diese Forderungen wurden auch in einer Versammlung der Arbeiter gutgeheißen.

Nun überwiegen unter der Arbeiterschaft des bestreikten Betriebs die Kommunisten, die von Anfang an Quertreibern verankert sind, um die Einigkeit der Arbeiterschaft und die Disziplin, die anfangs herrschte, zu stören. Sie glaubten dadurch der Arbeiterschaft nützen zu können, daß sie während des Kampfes den Verband und dessen Funktionäre auf das schimpflichste angriffen. Bei den Verhandlungen traten nun die Kommunisten mit einer neuen Forderung auf. Während die Arbeiter in einer Versammlung übereingekommen waren, die Aufbesserung durch die Einreihung des Betriebs in die höchste Lohngruppe zu erzielen, verlangten nun die Kommunisten plötzlich eine fünfzehnprozentige Lohnerhöhung, was aber gegenwärtig nicht möglich ist, weil hierzu die Kündigung des Lohnstarifes für die gesamte chemische Industrie notwendig wäre. Die Kommunisten demühten sich nun mit aller Kraft, einen Kampf gegen den Verband und die Sozialdemokratie zu entfesseln. Sie erzählten, die Betriebsleitung habe die Absicht, den streikenden Arbeitern in den Rücken zu fallen, die Kapitalisten zu verteidigen und seien den Arbeitern aus dem Wege zu räumen, daß „der Sozialfaschismus ihr schlimmster Feind ist.“ Gleichzeitig wurden alle Arbeiter Ostböhmens aufgefordert, sich dem Streik anzuschließen, weil es die allgemeine Rationalisierung und die Kriegsrüstungen gegen Rußland erfordern (!). Der allergrößte Teil der Arbeiterschaft Ostböhmens hat aber erkannt, daß das Treiben der Kommunisten die Arbeiterschaft schwer schädige. In der Enschließung, die von einer am 5. Jänner in Trautenau stattgefundenen Konferenz der ostböhmischen Ortsgruppen des Fabrikarbeiterverbandes beschlossen wurde, wurde das Treiben der Kommunisten einmütig verurteilt und auch in verschiedenen Papierarbeiter - Versammlungen Ostböhmens zu Beginn Jänner, wurde das Urteil der organisierten Arbeiter über das Treiben der Kommunisten gesprochen.

Dies alles muß vorausgeschickt werden, damit unsere Leser die Schamlosigkeit erkennen, welche der Reichsberger „Vorwärts“ am Dienstag begangen hat. Unter dem vierseitigen Titel: „Ein Dokument, das Bände spricht!“, wird ganz im Sinne der Strömung der Fabrikarbeiterverband angegriffen, weil er einen Brief an die Ortsgruppe des Verbandes in Theresienthal gerichtet hat. Damit unsere Leser wissen, was in dem Dokument „das Bände spricht“, drin steht, wollen wir den Wortlaut hersehen:

Fabrikarbeiterverband in der CSR.
Sitz Aulitz, Karlsplatz Nr. 1.
Aulitz, am 21. Jänner 1930.

An die Ortsgruppenleitung, zu Händen des Herrn Josef Masel, in Theresienthal.

B. G.
Unsere Verbandsleitung setzte über Auftrag des Verbandsvorstandes nach wie vor ihre Bemühungen für einen günstigen Abschluß des Streikes für die Arbeiterschaft fort und verlange von der Unternehmerorganisation eine

Die unhaltbaren Schulverhältnisse an der Libocher Sprachgrenze werden durch folgende Tatsache illustriert: Während in Liboch die deutsche Mehrheit ihre Kinder bloß in eine dreiklassige Volksschule schicken kann, verfügt die tschechische Minorität über eine vierklassige Volksschule, eine Bürgerchule mit vier Klassen, eine Fortbildungsschule und zwei Kindergärten. Schelfen besitzt für drei bodenständige tschechische Kinder eine Minderchule. In ihrem Bestande werden tschechische Kinder aus der Libocher Gemeinde herangezogen, welche eine weit bessere Fortbildung in ihrer eigenen näher-

neuerliche Verhandlung. Darauf wird uns mitgeteilt, daß die Unternehmerorganisation grundsätzlich mit einer neuerlichen Aussprache sich einverstanden erklärt, dieselbe aber in Arnau ablehnt und an einem anderen Orte stattfinden möchte.

Des weiteren wird uns mitgeteilt, daß die Unternehmerorganisation auch die Teilnahme der Streikleitung und des von der Arbeiterschaft eingesetzten Lohnkomitees ablehnt. Sie stellt es jedoch unserem Verbandsfrei, vier Personen aus der streikenden Arbeiterschaft zu bestimmen, die an dieser Aussprache teilnehmen können.

Im Interesse der Arbeiterschaft hat unser Verbandsvorstand dieser Aussprache zugestimmt und werden von der Verbandsleitung vier oder fünf streikende Kollegen, die für uns auch die Gewähr bieten, daß sie objektiv ihren Kollegen über die Aussprache berichten, dazu bestimmt, an dieser Verhandlung teilzunehmen. Die von uns bestimmten Personen werden selbstverständlich nicht als Bevollmächtigte der Streikleitung, sondern nur als Zeugen an dieser Verhandlung teilnehmen. In dem Ergebnisse dieser Aussprache wird der Verbandsvorstand anschließend Stellung nehmen und auch der streikenden Arbeiterschaft die Möglichkeit bieten, hierzu ihre weitere Entscheidung zu fällen. Wir ersuchen um Kenntnisnahme und zeichnen

Fabrikarbeiterverband
(Stampfale)
Karl Schäpfl m. v.

Was ist der Inhalt dieses Briefes? Die Unternehmer verlangen, daß die Verhandlungen nicht in Arnau stattfinden und daß der Verband vier Vertreter der streikenden Arbeiterschaft bestimmen kann, die an dieser Aussprache teilnehmen. Hat etwa der Fabrikarbeiterverband die Verhandlungen daran scheitern lassen sollen, weil sich die Unternehmer darauf versteift haben, daß die Verhandlungen nicht in Arnau, sondern an einem anderen Ort stattfinden sollen.

Kann ein verantwortungsvoller gewerkschaftlicher Funktionär dazu seine Hand bieten, daß der Streik weitergeht, bloß damit man in Arnau und nicht anderswo verhandelt?

Es kommt doch vielmehr darauf an, was bei diesen Verhandlungen herauskommt, als wo die Verhandlungen stattfinden. Das begreift natürlich jeder Mensch mit fünf gesunden Sinnen. Wer es nicht begreift, das werden schon unsere Leser selbst herausfinden, wir wollen es hier nicht sagen, weil sonst die hundertprozentigen Revolutionäre die Bundesgenossenschaft des bürgerlichen Gerichts im Kampfe gegen die Sozialdemokratie suchen würden.

Daß die vier Vertreter der streikenden Arbeiterschaft nicht als Bevollmächtigte der Streikleitung, sondern nur als Zeugen an dieser Verhandlung teilnehmen, versteht sich von selbst. Die Arbeiter der Theresienthaler Fabrik sind im Verbands der Fabrikarbeiter organisiert, der Verband unterstützt die streikenden Arbeiter und es muß daher auch dem Verband der entscheidende Einfluß auf die Führung des Streiks gewahrt bleiben.

Die Gelder des Verbandes gehören sämtlichen organisierten Mitgliedern und es müssen daher die Vertreter der gesamten Mitgliedschaft des Verbandes entscheiden.

Wie bei allen Streiks, die in den letzten Wochen geführt wurden, richten die Kommunisten nicht ihren Hauptkampf gegen die Unternehmer, sondern gegen die freien Gewerkschaften und die Sozialdemokratie. Sie verhindern dadurch den günstigen Abschluß zahlreicher Kämpfe, schädigen die Arbeiterschaft und mühen der Bourgeoisie. Möge der „Vorwärts“ auch mit noch so großen Leitern aufklaffen, mögen die kommunistischen Phrasen den Mund noch so weit aufreißen,

die Arbeiterschaft hat die Kommunisten längst als Helfershelfer der Bourgeoisie und als Konterrevolutionäre kognatiert.

gelegenen vierklassigen Volksschule finden würden. Zur Errichtung einer tschechischen Schule in Chudolas scheint ein einziges tschechisches Schulkind zu genügen. Die deutschen Schulkinder der deutschen Gemeinde Bittnai müssen, da die dortige Schule im Jahre 1919 in eine tschechische Minderchule umgewandelt wurde, nach Tupadl, einem viereinhalb Kilometer entfernten Orte, gehen. Alle diese Tatsachen wurden kürzlich durch eine Abordnung von der Libocher Sprachgrenze bei den zuständigen Stellen in Prag, denen auch eine Denkschrift überreicht wurde, vorgebracht und dringend um Abhilfe ersucht.

Um Lenins willen, organisiert euch nicht!

Im kommunistischen „Kämpfer“ finden wir folgendes Loblied auf die Unorganisierten:

(CSR.) Die Betriebsleitung des Textilbetriebes in Troppau hat in der letzten Woche den Akkordlohn herabgesetzt. Die Arbeiter nahmen diesen Lohnabbau nicht zur Kenntnis und traten trotz des Widerstandes der christlichsozialen und sozialfaschistischen Organisationen in den Streik. In diesem Betriebe arbeiten 600 Arbeiter, von welchen bloß 30 organisiert sind und selbst diese 30 gehören fünf verschiedenen Gewerkschaftsorganisationen an. Dieser Streik, der spontan ausbrach, ist ein neuer Beweis dafür, wie rasch die Radikalisierung der Arbeitermassen vor sich geht und welche große Bedeutung in den Arbeiterkämpfen gerade die unorganisierten Arbeiter haben, welche von den Sozialfaschisten als „Gefahr für die Arbeiterkämpfe“ bezeichnet werden.

Das ist wirklich unser neuester Sozialverrat, wir sehen die Indifferenten, die Gleichgültigen, die Unorganisierten als Gefahr für die Arbeiterkämpfe an! Wie kann man auch von einem Arbeiter verlangen, daß er sich Schulter an Schulter mit seinen Arbeitsgenossen stelle und dem organisierten Unternehmertum die organisierte Macht und Kraft der Arbeiterklasse entgegenstelle? Da sind die Kommunisten ganz andere Revolutionäre! Nach dem neuesten bolschewistischen Exerzierreglement, erscheint ihnen jeder organisierte Arbeiter als ein Greuel, als ein Schlappschwanz, als ein halber und sogar ganzer Verräter. Die wahren Kerle, mit denen man die erfolgreichsten Schlachten schlagen kann, sind ihnen diejenigen, die für die Gesamtheit nie ein Opfer gebracht haben, die aus Unwissenheit oder Furcht vor den „Herrn“, ja vor jedem Werkmeister sich ängstlich gehütet haben, mit der Klassen- und Kampforganisation ihrer Schicksalsbrüder in Berührung zu kommen und die bis in die jüngste Zeit hinein von den Kommunisten als

„Gelbe“

hingestellt wurden. Heute verkünden dieselben Kommunisten, die wie ein Grammophon immer jene Platte spielen müssen, die auf die bolschewistische Drehscheibe gelegt wird, daß es nicht nur keine Schande, nein, ein großes Verdienst ist, sich nicht gewerkschaftlich zu organisieren! 600 Arbeiter gibt es in dem Troppauer Betrieb, davon waren nur 30 organisiert. Also ein Musterbetrieb nach kommunistischen Vorstellungen!

Die „Gelben“ und die neue bolschewistische Taktik, die mehr noch als alle früheren auf die geistige Unaufgeklärtheit gewisser Arbeiterkreise spekulieren, sie gehören zusammen. Seitdem die „rote Gewerkschaftsinternationale“ in allen Ländern mit ihrer Parole der „Eroberung der Gewerkschaften“ Fiasco gemacht hat, gibt die kommunistische Partei die Gegenorder heraus:

Das Heil, die größte Hoffnung, die Sturmtruppe der Weltrevolution sind die Unorganisierten, die „Gelben“!

Woju da nur die Kommunisten einen monatlangen „revolutionären Wettbewerb“ zur Gewinnung neuer Partei- und Gewerkschaftsmitglieder veranstalten?! . . . Aber wer wird denn nachdenken! Das ist auch nur so eine sozialfaschistische Gewohnheit! Das Maul allein tut es auch! Darum hoch das unorganisierte Schwärmerertum! Hoch Lenin und Stalin! Nieder mit den Sozialverrättern!

Der Landesauschuss für Böhmen befaßte sich Mittwoch, den 29. Jänner mit einer Reihe laufender Angelegenheiten und beschloß, zur Feier des 80. Geburtstages des Präsidenten Masaryk die Errichtung einer großen neuen Lungenheilstätte. Die Sitzung der Landesvertretung, die wahrhaftig am 25. Feber stattfinden wird, wird einen feierlichen Charakter tragen und nur diesen Gegenstand verhandeln. Aus dem Berichte des Landespräsidenten ging hervor, daß die gesetzliche Regelung des Verhältnisses der Länder zu den Landesgeldanstalten bevorsteht und die Landesauschüsse vorher gehört werden sollen. Wie erinnerlich halte unsere Fraktion in der zweiten Sitzung der Landesvertretung, das Unmögliche und Ungefähliche des gegenwärtigen Zustandes in einem Antrage aufgezeigt, der die sofortige Regelung der Frage verlangte, ob das Land die Garantie für die finanziellen Verpflichtungen der beiden Banken weiter tragen könne, wenn ihm jeder Einfluß auf die Gebarung entzogen wird. Auf eine Reihe von den Mitgliedern des Landesauschusses vorgebrachter Beschwerden gegen die Art der Amtierung der Landesbehörde, versprach der Landespräsident Antwort und eventuell Abhilfe. Angeordnet wurde die Erhöhung der Dotation für Beschaffung von Lehrmitteln und Schulbüchern in den Bezirksschulvoranschlägen des Jahres 1931 auf eine Höhe, die alle Anforderungen genügt. Die Entlohnungen der Buchführer des Bezirksschulfonds wurden gegenüber dem Jahre 1877 um das zehnfache erhöht.

Grausame Raube eines Betrogenen. In dem nordbaltischen Orte Balai ließ der dort Arbeitende einberufene junge Bauer Danail Petrov seinen Rivale entmannen. Als nämlich Petrov nach seinem Dienst wieder in seine Heimat zurückkehrte, flüsteren ihm Bekannte zu, daß seine Frau Libija während seiner Abwesenheit die Geliebte eines Anecher geworden sei. Außer sich vor Wut und Eifersucht erklärte der Betrogene seiner Frau, daß er sie „wie einen Hieghod abschlagen“ würde, wenn sie ihm nicht behilflich wäre, ihren Liebhaber umzubringen. Die eingeschüchterte Frau sagte zu ihm ihr Mann drügte sie jetzt, dem Aneche ein Schäferjündchen zu geben und ihn dabei mit einem Rastermesser zu entmannen, damit ihm die Lust zu seinen Streichen verginge. Libija handelte tatsächlich nach dem Verlangen ihres Mannes. Nur schnelle ärztliche Hilfe konnte das Leben des Aneches retten, der schwer verletzt im Krankenhause liegt.

Die verbreitetsten Namen. Es ist allgemein bekannt, daß die Namen Meyer, Müller und Schmidt in den deutschen Ländern sehr verbreitet sind. Aber man nimmt kaum an, daß ihre Häufigkeit so groß ist, wie aus den Aufzeichnungen der deutschen Behörden hervorgeht. Es gibt in Deutschland 313.000 Menschen namens Müller, 275.000 Schmidt, 175.000 Meyer und auch Schulze mit 168.000 Vertretern zählt noch zu den „bekanntesten“ Namen. Aber Amerika übertrifft sie immer auch diese Rekorde. Es gibt in den Vereinigten Staaten 1.350.000 Smith, darunter allein 40.000, die auch den beliebtesten Vornamen John tragen. William Smith gibt es 35.000. Den Namen Johnson haben 1.200.000 Amerikaner. Williams gibt es 810.000 und Brown 770.000. Auch der Name des ehemaligen Präsidenten Wilson hat etwas mehr als 500.000 Vertreter, darunter nur einen, der so berühmt geworden ist.

Ergebnisse einer Syphilisexpedition.

Die deutsch-russische Syphilisexpedition in die Mongolei beabsichtigte die Zweifel zu klären, die in der letzten Zeit über den Zusammenhang zwischen Häufigkeit von Nervenerkrankungen (Paralyse, Tabes) und Salvarsanacra aufgetaucht waren. Bekanntlich war immer wieder behauptet worden, daß in jenen Ländern, wo die Lues endemisch und fast unbehandelt ist, Nervenerkrankungen wie Rückenmarksschwindsucht (Tabes) und fortschreitende Hirnerweichung (Paralyse) nicht vorkommen. Man schuldigte den Alkohol, die Pocken, aber vor allem das Salvarsan an, daß sie das Austreten der sogenannten Neurotoxis begünstigten. Diese Frage konnte jetzt nur gelöst werden, wenn man einmal ein ganz syphilitisch durchsetztes, aber nicht behandeltes Volk untersuchte. Ein solches Volk, die Burjäten, wohnt in der Mongolei. In diesem Volke wurde nun eine deutsch-russische Expedition entsandt. Die deutschen Teilnehmer, die Professoren Pavig, Dehner, Beringer und Klopffod, untersuchten die Bevölkerung mit allen Hilfsmitteln der modernen Medizin. Die Nervenerkrankung durch Beringer, die mit größter Mühe und Sorgfalt unter ständiger Zurateziehung dolmetscherischer einheimischer Ärzte vorgenommen wurde, ergab ein recht häufiges Vorkommen von Tabes und Paralyse. Bei Zufallsnahme aller diagnostischen Hilfsmittel fand man allein bei 430 Syphilitischen 10mal Tabes, zehnmal Taboparalyse und viermal Paralyse. Von diesen waren 29 nie behandelt worden, die anderen vier waren von den Lamas aufschei-

mit Quecksilber gänzlich unzureichend „anbehandelt“ worden. Jedoch zeigt der Befund, daß Tabes und Paralyse bei unbehandelten Quecksilbererkrankenden häufig ist. Durch diese Feststellungen sind die letzten Einwände, die immer noch von salbar-

fingemerksamer Seite erhoben wurden, als widerlegt anzusehen. Es ist zu erwarten, daß mit der statistisch feststehenden Abnahme der Syphilis auch ihr letztes Stadium, die Neurotoxis, langsam verschwindet.

Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Das Steuergezet.

Drückende und ungerechte Handhabung desselben und die Steuerlückstände.

Die Gemeinde- und Steuerberatungsstelle der Partei in Bodenbach hat schon vor längerer Zeit durch den Abg. G. Schweißharts eine Anzahl Beschwerden dem Finanzminister unterbreitet. Dieser hat eine Untersuchung angeordnet, deren Ergebnis jedoch noch nicht vorliegt. Unterdessen sah sich die oben genannte Parteistelle zur Feststellung anderer Unzulänglichkeiten gezwungen. Die Vorstellungen erstrecken sich nach drei Richtungen: 1. die Art und Weise, wie bei Mahnungen vorgegangen wird; 2. den Mangel an Personal und 3. die Rückstände der zahlungsfähigen Steuern.

Die Durchführungsverordnung zum Steuergezet schreibt die Verwendung bestimmter, genau vorgeschriebener Mahnungen vor. Solche Mahnungen sind wohl bei keinem Steueramte in Verwendung, sondern durchwegs Scheineinladungsscheine mit entsprechendem Ausdruck. Der Druck der Worte ist jedoch so klein, daß ihn tausende und aber tausende ältere Steuerpflichtige nicht lesen können, da sie die Worte wegen ihrer Kleinheit nicht erkennen. Daß mit diesem Scheine dem Steuerpflichtigen eine Mahnung ins Haus flattert, sieht selten ein Empfänger. Er bemerkt auch nicht die Aufforderung, binnen 15 Tagen zu zahlen, er läßt demzufolge diese Frist verstreichen und eines schönen Tages erscheint ein Vollstreckungsorgan und nimmt eine Pfändung vor. Um etwas zu ersparen, läßt das Finanzministerium keine entsprechend große eigene Mahnungen drucken, dafür werden andere Drucksorten in überreicher Weise alljährlich hinausgegeben und der Steuerpflichtige gerät in nicht geringem Maße, wenn er an die „genaue und gewissenhafte“ Ausfüllung hunderter Rollen schreibt.

Nach dem Steuergezet ist jedem Steuerpflichtigen, der darum ansucht, ein Steuerbuch auszubändigen, welches alle Steuervorschriften, Abzahlungen und Verzugszinsen aufweisen soll. Solche Steuerbücher werden nur selten ausgefolgt, da die erforderliche Anzahl an Steueramte nicht lagernd und weil die Steuerbehörde mit den Vorschriften weit im Rückstande sind.

Die Zahl der bei den unteren Steuerbehörden amtierenden Beamten und Angestellten ist viel zu gering, um alle Rückstände aufzuarbeiten und am laufenden zu bleiben.

Daß die unausgearbeiteten Rückstände einen großen Umfang angenommen haben, ist bereits durch zahlreiche Beschwerden dem Finanzministerium zur Kenntnis gebracht worden. Aus den Rückständen der zahlungsfähigen direkten Steuern ist auch die überaus triste Finanzlage vieler Gemeinden zu erklären.

Es ist zwar keiner Gemeinde möglich, vom Steueramte zu erfahren, wie groß die Rückstände für sie sind, aber es läßt sich durch Berechnung einigermaßen eine richtige Uebersicht aufstellen.

So dürften im Steuerbezirk Teßchen die Steuerlückstände rund 80 Millionen Kronen betragen. Bei Anwendung des Verhältnisses, in welchem die Einkommensteuer zu den übrigen zahlungsfähigen Steuern steht, ergeben sich 41 Millionen Kronen für die Einkommensteuer und 39 Millionen Kronen für die übrigen direkten Steuern. Dabei ist zu bemerken, daß es bei der Vorneinkommensteuer, die im Bezirke Teßchen schon von großer Bedeutung sein muß, keine Rückstände gibt und daß daher 41 Millionen Kronen eher zu hoch, als zu niedrig sein werden. Aber lassen wir es bei dieser Berechnung. Bei 200 Prozent Gemeindefürsorge werden den Gemeinden 78 Millionen Kronen geschuldet. Der Steuerbezirk Teßchen zählt 71.000 Einwohner. Auf den Kopf der Bevölkerung entfällt ein Rückstand von 1100 K. Bodenbach zählt 20.000 Einwohner und für diese Stadt allein ergibt sich dann an nicht eingegangenen Steuerzuschlägen der Betrag von 22 Millionen Kronen. Zu beachten ist, daß hier nur Gemeindefürsorge in Rechnung gestellt werden, nicht aber auch die 110 Prozent Bezirkszuschlag.

Die Gemeinde- und Bezirksfinanzen werden nicht eher in Ordnung kommen, bevor bei den Steuerämtern nicht alle Rückstände aufgearbeitet sind und dies wird nur durch Einstellung einer entsprechenden Anzahl neuer Arbeitskräfte möglich sein. Die Gemeindefinanzen lassen sich nicht sanieren, wenn nicht vorher die unteren Steuerbehörden durch Aufnahme einer entsprechend großen Anzahl von Angestellten und Schaffung entsprechender Amtsräume saniert sind.

Nationalisierungsbank in England.

Als Tochtergesellschaft der Bank von England.

Unter der englischen Arbeiterregierung soll die Nationalisierung der englischen Industrie planmäßig gefördert werden. Im Mittelpunkt der Aktion steht dabei die Gewährung von Krediten und sonstigen finanziellen Unterstützungen durch die Londoner City. Zur Durchführung des Planes soll aber der Bank von England ein Institut angegliedert werden, durch das die englische Zentralbank die neue Politik tätiger finanzieller Unterstützung bei der Reorganisation der englischen Industrie verwirklichen will. Die Londoner City soll also nur die Gelder geben, während die Kontrolle der Durchführung sowie die Verwirklichung selbst bei der englischen Zentralbank liegen wird. Die Tochtergesellschaft der Bank von England soll zugleich auch die für die Reorganisation der englischen Industrie notwendigen Forschungsarbeiten durchführen. Professor Henry Clay von der Universität in Manchester hat den Auftrag erhalten und angenommen, die Errichtung des neuen Instituts durchzuführen.

Kleine Chronik.

Was ist eine Eisenbahn?

Gedankenlos, wie man nun einmal ist, bestieg man am Ferienanfang die Eisenbahn, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, welchem „Unterricht“ man die schnelle, angenehme Beförderung nach seinem Reiseziel verdankte. Ebenso gedankenlos fuhr man am Ferienende wieder mit der Eisenbahn nach Hause zurück. Nun frage ich Sie: Wissen Sie überhaupt, was eine Eisenbahn ist? Bitte, machen Sie kein so erklautes Gesicht: Sie haben bestimmt keine Ahnung. Im Zeitalter des Verkehrs wack das auch der Dummste? Ja, das hatte ich mit auch eingebildet. Aber nun hören Sie einmal mit zu:

„Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Kontinuität, Konstruktion und Größe den Transport großer Gewichtsmassen, beziehungsweise die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften — Dampf, Elektrizität, tierischer oder menschlicher Muskelkraft, bei geeigneter Bahn auch schon der eigenen Schwere der Transportgefäße und deren Ladung undso weiter — bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige, je nach den Umständen nur in bezweckter Weise nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verletzende Wirkung zu erzeugen fähig ist.“

Ist Ihnen schwach geworden? Das gibt sich schon wieder. Diese in jeder Hinsicht wahrhaft „erschöpfende“ Definition des Begriffes „Eisenbahn“ verdanken wir dem deutschen Reichsgericht!

H. C. H.

Die Arbeit einer Biene. Die Biene wird seit alterher als Muster und Symbol des Fleißes angesehen, und mit vollem Recht, denn die Arbeitsbiene verbringt den größten Teil ihres kurzen Bienenlebens in eifrigster, nie ruhender Tätigkeit. Was aber leistet nun eine einzelne Biene an Arbeit? Man kann bei dieser Frage natürlich nur von Durchschnittsleistungen ausgehen, aber ihre Verantwortung zeigt Reife, die im ersten Augenblick manchen geradezu ungläubig erscheinen werden. Durch sorgfältige Beobachtungen, die in neuerer Zeit vorgenommen worden sind, wurde festgestellt, daß zur Erzeugung eines Pfundes Honig nicht weniger als zweltausend Bienen den ganzen Sommer hindurch beschäftigt sind. Eine Biene muß 600 Blüten besuchen, um 1 Gramm Honig zu erzeugen. Aber gerade diese relativ geringe Leistung zeigt so recht den enormen Fleiß der Bienen, besonders, wenn wir weiter hören, daß in Deutschland jährlich 800.000 Zentner Honig von 2,5 Millionen Bienenwerkern geerntet werden. Ein wahrhaft abenteuerliches Beispiel dafür, welche gewaltigen Leistungen durch das unermüdbare Zusammenarbeiten zahlreicher schwacher Kräfte herbeigeführt werden können. Wie wertvoll der Honig für die Ernährung des Menschen ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Dazu kommt aber noch die Erzeugung von Wachs aus den Waben, dessen Wert ebenfalls ganz bedeutend ist. Die Arbeitsbienen, von denen durchschnittlich 25.000 Stück einen Stod bevölkern, gehören daher nicht nur zu den fleißigsten, sondern auch zu den nützlichsten aller Tiere.

Mit „schrittlichen“ Mädchen gegen Remarque.

Die Halbmonatsschrift „Der Weg“ läßt in ihrer Sprechhalle verschiedene Meinungen über Erich Maria Remarques Buch „Im Westen nichts Neues“ zu Worte kommen. Das Für und Wider dieser Diskussion hatte bisher Ribean und war so sachlich wie anständig. Im zweiten Jännerheft der genannten Zeitschrift aber wird den Werturteilen und Betrachtungen über Remarque ein Aufsatz angehängt, der einer schwedischen Zeitung „Allehanda“ entnommen ist und „Stimmen schwedischer Kriegsteilnehmer“ enthält. Es wäre nicht uninteressant, zunächst zu erfahren, wo denn die wackeren Schweden den Krieg mitgemacht haben. Soweit ich mich erinnern, hat Schweden nicht am Weltkrieg teilgenommen. Es kann sich also nur um Freiwillige handeln, die doch Ausnahmen darstellen und wahrscheinlich auch ausnahmsweise Verwendung fanden, oder gar um journalistische Kriegsbeteiligter. „Der Weg“ verrät nicht, woher den Schweden so genaue Kenntnisse der Front und des Grabenkrieges kommt, daß sie „einzelne Namngleichheiten aus dem Buche Remarques herausgreifen“ können, um „daran erkennen zu lassen, daß der Verfasser entweder nicht in jener Hölle der Front war, die er schildert, oder daß er überhaupt nur auf Grund von Etappen- und Freizeitsberichten nach Schilderungen von Frontsoldaten die Hölle der Front warm nachempfinden hat“ — so formuliert die redaktionelle Einleitung des Aufsatzes das Problem.

Ich muß gestehen, daß mir neben manchem Verzicht bibliographischer Kopfwürge dieser seit langem als der weitans vorzüglichste erscheint. Daß die Menschheit an ihrer Phantasiereichtum zugrundegeht und im Zeitalter der triumphierenden Maschine, daß der sie die Welt umfliegen und die Ozeane untertunneln kann, nicht genug Airsubstanz hat, sich das erlebte Trommelfeuer nomina vorzustellen, weshalb sie dann die Hölle der Front zwischen Aufstie-

rungszeichen feht, erschien bisher als bedauerliches Faktum. Hier wird es als Vorzug des Geistes und Charakters verbucht! Wenn Remarque tausendmal die Front nur „warm nachempfinden“ hat (welch ein Grauel der Phantasiereichtum schon in dem einen Wort!), wenn er auf sicherem Posten stand und nur erzählen hörte, was in der Hölle der Front vorging, dann hätte er eben durch seine Schilderung der Hölle bewiesen, daß er ein Herz im Leibe und im Hirn jene Vorstellungsart hat, die 99 Prozent seiner Zeitgenossen abgeht! Begreift man denn noch immer nicht, daß es kein Einwand gegen Remarque ist, wenn man ihm (im übrigen fälschlich) vorwirft, er sei gar nicht dabei gewesen? Man kann dabei gewesen sein, wie vielleicht der Herr Soldat, Schnapsfabrikant und Stahlhelmführer, und kann doch ein vertrotteltetes Kompendium von nationalen Phrasen und Rajernenthosblüten darüber schreiben, und man kann im Hinterland wie Karl Kraus die Bistion der „Lezten Nacht“ erleben haben. Der Nachweis, nicht dabei gewesen zu sein, trifft doch nur den Kriegsdichter, der die Front als Bergnügungsetablissemment schildert und mit der festen Absicht, sich auch das nächste mal zu drücken, anderen die Kur schmachtst machen will. Wenn Kerze die Segnungen eines schmerzlichen Gebärates schildern, wird man ihnen mit Recht übers Maul fahren; wird man aber einem, der für die schmerzlose Bornahme der Entbindung eintritt, entgegenhalten, er habe ja selbst nie geboren und könne die „Hölle“ der 24stündigen Wehen höchstens „warm nachempfinden“?

Wenn einer (wie es vor Monaten in der „Weltbühne“ geschah) aufsteht und Remarque der romantischen Verklärung gewisser Frontenerlebnisse zeigt, dann mag er mit Zug und Recht auch den Einwand gebrauchen, der Autor könne nicht dabei gewesen sein, sonst würde er sich romantische Episoden wie den Besuch bei den einsamen Frauen oder den Gäniediebstahl ersparen. Wer aber die Hölle der Front unter Aufstiegszeichen feht und als echtes Frontenerlebnis nur gelten läßt, was die Redakteure der Front- und Soldatenzeitungen im Kriegspressequartier

mit breitem Behagen „warm nachempfinden“ haben, der konnte uns doch nicht mit dem Argument, es könne einer nicht dabei gewesen sein, der es anders empfand! Und wenn er den Kopfsprung solchen Beweisganges schon wagt, dann habe er vollends den Mut, aufzustehen und zu bekennen: Es war schön und ich war glücklich.

Das „Dulce et decorum est pro patria mori“ war immer eine Phrase der Hinterlandsposten. Wir möchten es einmal aus demselben Munde hören! Der aber schweigt auf ewig, denn die die für's Vaterland starben, werden uns nie sagen, ob es süß und ehrenvoll war. Schon der als Krüppel den Totentanz überlebte, braucht nicht kompetent sei für die Gefühle der Sterbenden, und der Gefunde, der es überstanden hat und die Wiederkehr des Schreckens nicht fürchtet, kann wieder nicht beurteilen, wie der hilflose Krüppel über das lustige Abenteuer der Front denkt. Zeien wir glücklich, daß es Gefunde gibt, deren Phantasie ausreicht, die Hölle herauszuschreiben — womit nicht behauptet wird, daß es Remarque am besten verstände — und heben wir uns den Vorwurf, daß der Dichter des Krieges im Hinterland sah, für die Kerz und Kerzstock auf, die vom Schreibtisch aus Frontbegeisterung lieferten!

Um aber auf die schwedischen Frontkämpfer und ihre Sachkritik an Remarque zurückzukommen — was haben sie ihm nachgewiesen? J. V. Remarque schildert die Stimmung vor einer großen gegnerischen Offensive. Zu den Anzeichen gehört auch das Rollen der Munitionszüge hinter der feindlichen Front. Einwand der Schweden:

„Bei uns, Kamerad Remarque, hörte man wohl manchmal in stillen Nächten das Rollen der Transporte, obgleich man sich ja später — und Dein ganzes Buch handelt ja nur vom letzten Kriegsjahr — hätte, eine Offensive vorzeitig durch Transporte und vorzeitiges Gas abblasen zu verraten.“

Remarques Buch handelt nicht nur vom letzten Kriegsjahr, 1917 aber wurden die Vorbereitungen zu den Ententeoffensiven noch ganz

offen durchgeführt. Man bereite ja „Materialschlachten“ vor, bei denen nicht die Hebertragung, sondern die technische Heberlegenheit die Deutschen zermürben sollte. Uebrigens gab es mit wenigen Ausnahmen während des ganzen Krieges keine völligen Heberlegungen.

Remarque erzählt, der Unterstand sei von einem Treffer zugeschnitten worden. Es dauerte eine Stunde, bis sie sich ausgruben. Die Schweden wissen es besser; man konnte sich nicht selbst ausgraben; oder man könne es doch, aber dann sei es eine kleine Verächtung und die Arbeit dauerte nur wenige Minuten. Selbst wenn Remarque die Szene erfunden hätte, wäre der Einwand albern genug. Die Feuerbereitschaft von drei Nächten und zwei Tagen wird als zu lang bezeichnet. Tatsächlich dauerte sie bei den Ententeoffensiven so lange. Erst 1918 erfanden die Deutschen das neue Verfahren, ohne Einschließen sofort mit dem Wirkungsschießen zu beginnen, und die Entente hoff sich dann mit Tanks. Ein Argument gegen Remarque soll sein, daß er von „Gas“ in den zerflossenen Gräben spricht. Die Erdwälle seien run d gewesen. Mit derartigen Details ist die ganze Schweden-Platte garniert. Guten Appetit dazu!

In den literarischen Streit um den literarischen oder pazifistischen Wert des Remarque'schen Romans, soll mit dieser Polemik nicht eingegriffen werden. Ich bin weit davon entfernt, in die Resfamtrompete des Verlages und der journalistischen Nachläufer Remarques zu stoßen. Zu wech hirnerriffigen Ideen sich die Konjunkturmache der Presse verweigert, bewies ja die Nobelpreis-Aktion für Remarque, der ein fauber geschriebener, anständiger, gut lesbarer, aber schließlich doch ein Kosportageroman ist. Einer Befinnung aber, die sich mit scheinbar sachkritischen Kinderkrieger an Remarque heranmacht, um in ihm den letzten Rest von Phantasie und Gewissen zu treffen, der uns in einem trostlosen Zeitalter der Maschine verblicke, einer Befinnung, die keine zwölf Jahre nach dem Weltkrieg dessen Schrecken unter Anführungszeichen zitiert, muß beiseiten die Fälschungsstimmung ausgetrieben werden!

Dr. C. Franzel.

3. J. Prag.

Freitag, den 31. Jänner 1930, findet in der G. U. G. der Vortrag des Genossen Reismann mit dem Thema: **Aus den Schriften Masaryks** statt. — Beginn 8 Uhr. Alle Parteigenossen und Genossinnen sind herzlich eingeladen.

Der Ursprung der Spielarten. Die ersten Spielarten hatten wahrscheinlich die Chinesen; wenigstens kannte man in China und Japan schon weit früher als in Europa bemalte Tische in der Art von Spielarten. Die erste Nachricht in Europa über Spielarten findet sich in einem Berichte des Schatzmeisters des Königs Karl VI. von Frankreich über eine Zahlung für Karten an einen Maler. Diese ältesten Spielarten in Europa waren demnach handgemalt. Seit dem 15. Jahrhundert verband man zu ihrer Herstellung den sogenannten Patronendruck, öfters auch den Kupferdruck. Deutschland wurde Exportland für billige Karten. Besonders Nürnberg, Ulm und Augsburg exportierten Karten. In China sollen die Karten im Jahre 1120 erfunden worden und von dort über Arabien nach Spanien und Italien gekommen sein. Als nach und nach Deutschland den ursprünglich italienischen Kartenmarkt beherrschte, führten im Jahre 1441 venezianische Maler hierüber Klage, freilich ohne Erfolg. Um verjüngte seine Karten in kleinen Häusern bis nach Sizilien. Die alten Karten bieten in ihren Bildern interessantes Material für die Trachtenkunde der vergangenen Zeiten. Der Spielartenstempel wurde in Preußen im Jahre 1838 als Steuermittel eingeführt.

Kunst und Wissen.

Ein Verdi-Museum in der Scala. Im Museum der Mailänder Scala sind zwei Säle mit wertvollen Verdi-Reliquien eröffnet worden. Unter anderem ist auch das armenige Spinnett aus dem 15. Jahrhundert ausgestellt, auf dem Verdi die ersten Noten spielen lernte, auch das zweite Instrument, das ihm sein Schwiegerwater schenkte. Ferner sieht man den ungeliebten Brief, mit dem Verdi dagegen protestierte, daß er zum Organisten von Busseto ernannt worden sei, weiters den Tisch und einen Sessel aus seiner Villa in Genoa, die goldene Uhr, die er sich in Paris kaufte, und die silberne aus weniger glücklichen Zeiten, ferner viele Partituren, darunter die Trauermesse auf den Tod Manzoni.

Das neueste Werk Arthur Schnitzlers „Am Spiel der Sommerfeste“ wird Donnerstag, den 6. Februar seine Prager Erstaufführung in der Kleinen Bühne haben.

Spielplan des Neuen deutschen Theaters. Donnerstag (100—4), 7 1/2 Uhr: „Mazetta“. Freitag (101—1), 7 1/2 Uhr: „Hochzeit in Hohlhoh“. Samstag (102—2), 6 Uhr: „Die Meisterfinger von Nürnberg“. Sonntag, 2 1/2 Uhr: „Die Sachertorte“; 7 Uhr (103—3): „Der Orlov“. Montag (104—4), 7 1/2 Uhr: „Die toten Augen“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Donnerstag: „Die Sachertorte“. Freitag: „Frau Vidal hat einen Geliebten“. Samstag: „Frau Vidal hat einen Geliebten“. Sonntag, 3 Uhr: „Reine Liebe, dumme Mama“; 7 1/2 Uhr: „Frau Vidal hat einen Geliebten“. Montag (Bamboccanti I): „Die Sachertorte“.

Erzählung in der blauen Stunde.

30. Die blaue Stunde, das ist im Winter die Zeit zwischen vier und fünf Uhr nachmittags, wenn die Dämmerung leise und unmerklich das Licht des verlöschenden Tages aufsaugt. Wenn aus den Zimmerdecken die Schatten auf lautlosen Sofhen herausgleiten und alle Gegenstände sacht und still verschleiern. In solch einer Stunde erzählte mein Freund die folgende kleine Geschichte. Erst sahen wir uns lang still gegenüber. Die Zigarette in seiner Hand stand als kleines Lichtpünktchen im Dunkeln des Zimmers. Wenn er sie zum Munde führte, beschrieb sie einen dünnen, feurigen Strich in der Luft, glühte dann heftig auf, um gleich darauf wieder als der kleine, freie Punkt durch die Schwärze zu leuchten. Mit den dies Schweben und Sinnen hinein kam die Stimme meines Freundes: Es ist jetzt schon ein paar Jahre her, da fuhr ich auf einem englischen Dampfer über das Mittelmeer. Die „Elizabeth“ — so hieß der Dampfer — war ein Frachtdampfer und hatte nur Kabineeinrichtung für neun Passagiere. Nun, wir konnten uns nicht beklagen. Das Essen war gut, und sonst konnten wir tun und lassen, was wir wollten. Soweit sich das natürlich mit den Erfordernissen der Seefahrt vertragen. Der Kapitän war ein feiner Kerl, ein Seemann von allem Schrot und Korn, der auch ein anderes Schicksal verdient hätte, als hier auf einem mittelgroßen Lastdampfer zu verfaulen. Na, er selbst hatte sich mit seinem Schicksal abgefunden und gondelte jetzt schon seit mehreren Jahren zwischen Southampton und den Mittelmeerhäfen herum. Aber von ihm sollte es gar nicht die Rede sein. Der Steuermann arbeitete sich also irgendwie durchs Mittelmeer Die Luft war wie ein Regenfeuer. Man konnte meinen, in einem Bodosen zu sitzen. Die Luft lastete wie eine schwere Säule auf uns allen. Die See lag glatt wie ein Spiegel, und die Sonne strahlte vom Himmel, daß uns die Augen brannten. Wir lagen fast den ganzen Tag, nur notdürftig bekleidet, auf den Liegestühlen unter dem Sonnensegel, schluderten je nach Veranlagung eisigkalte Limonade oder Whisky-Sodas und schluchten auf den Teufel, der uns gequält hatte, als wir, anstatt einen der bequemeren und schnelleren Passagierdampfer zu benutzen, diesen langweiligen Ratten bestiegen hatten. Das einzig Berühmte waren die Ratten. Sie waren zanderhaft schön. Die glühende Hitze, die während des Tages alle unsere Lebensgeister lähmte, milderte sich wenigstens bis zur Erträglichkeit. Der Himmel spannte sich dann wie ein dunkelblauschwarzes Baldachin über uns, die Sterne strahlten wie eingestübte Edelsteine herunter, und auf dem Wasser ringsum war ein Meerleuchten, wie ich es schöner nie gesehen habe. Wo der Bug durch das Wasser schnitt, da sprühte rechts und links das Silberwasser auf, und das Rückwasser zog als lange, leuchtende Furche hinter dem Schiffe her. — In so einer Nacht stand ich im Vorschiff an der Reeling und träumte, in Gedanken verloren, in die stille Nacht hinaus, die nur unterbrechen war vom leisen Rauschen des Wassers und dem gedämpften, gleichmäßigen Getöse der Maschinen, als plötzlich ein Mann zwei Schritte neben mir stand, der auf seinen nassen Sohlen unhörbar herangelommen war. „Scheinbar ein Mann der Besatzung“, dachte ich, kimmerte mich aber nicht weiter um ihn. Der starrte auch erst eine Weile in die dunkle Weite hinaus, wandte sich dann halb zu mir herum und sagte mit gedämpfter, aber trotzdem deutlich vernehmbarer Stimme vor sich hin: „Gott sei allen ehelichen Seelenten über und unter dem Wasser gnädig!“ Ich muß ihn wohl etwas erstarrt angesehen haben, denn er fuhr, gleichsam wie entschuldigend,

Sport * Spiel * Körperpflege

Hipp-Hipp-Hurra!

Der kommunistische VfL 05 Hamburg bei den Bürgerlichen.

Der kommunistische Sportverband in Deutschland mit seinem hauslichen Namen „Interessengemeinschaft zur Wiederherstellung der Einheit im Arbeiterport“ hat in Hamburg den bisher drastischsten Nachweis über seine Zuhälterei für den bürgerlichen Sport erbracht. Die kommunistischen Spalter mögen sich drehen und wenden, wie sie wollen, ihr Werk dient dem bürgerlichen Sport.

Der dem kommunistischen Sportverband angehörende VfL 05 Hamburg ist zum Norddeutschen Spielverband im Deutschen Fußballbund übergetreten und hat dort am 26. Jänner sein erstes Spiel geliefert. Er spielte gegen den Bezirks-Vereins „Komet“ Hamburg. Ohne besondere Aufzuchtung bezwang die großen „Revolutionäre“ ihre neuen Sportbrüder mit „Hipp-Hipp-Hurra“. Von Frei-Heil über Rot-Sport zum Hipp-Hipp-Hurra, mehr kann beim besten Willen von den kommunistischen Spaltern nicht verlangt werden.

Touristenverein „Die Naturfreunde“. Die Ausflug a. G. Staatlich subventionierter Naturvereines „Die Naturfreunde“ statt, wird am Freitag, den 31. Jänner begonnen und am Sonntag, den 2. Februar beendet. Standort: Naturfreundehaus „Königs Höhe“ bei Reichenberg. Mitbegründer Prof. Ernst Lange, Leitender Teilnehmer haben die Abfahrt vom Heimatsort so einzustellen, daß diese bereits am Freitag, den 31. Jänner früh eintreffen. Für Nächtigung sind alle Vorkehrungen getroffen.

Sportarbeit in Oesterreich. Der 1. Bundestag des Arbeiterbundes für Sport und Körperkultur Oesterreichs (AÖS) findet am 11. und 12. Mai statt. — Der Sportwerbezug in Oesterreich, der dem in Deutschland bekannten Reichsarbeiterporttag gleichkommt, ist vom AÖS für den 1. Juni angesetzt worden. In allen Orten, in denen Arbeiterportvereine ansässig sind, sollen an diesem Tage Werbeveranstaltungen veranstaltet werden. — Vom 27. April bis 11. Mai führt der AÖS in Wien für die ihm angeschlossenen Verbände einen Leichtathletiklehrgang durch. In seiner Leitung ist der Vorsitzende des Technischen Hauptauschusses der Sozialistischen Arbeiter-Sport-Internationale Bühren (Leipzig) gewonnen worden.

Arbeiterport in Dänemark. Der 1920 gegründete und bereits über 25.000 Mitglieder umfassende Dänische Arbeiterportbund hat Anfang Jänner 1930 drei Bezirksverbände gebildet. Im Lyngby-Krater hat sich der erste mit 10 Mitgliedern, in Danholøw und in Kopenhagen 125. Weitere Gründungen von Arbeiter-Portclubs stehen bevor, ebenso die Aufnahme der sportlichen Beziehungen mit dem Arbeiter-Athletenbund Deutschlands.

Zusammenarbeit zwischen Naturfreunden und Arbeiterportlern. Nach einem Beschluß der Jänner Hauptversammlung des internationalen Touristenvereines „Die Naturfreunde“ können Mitglieder der Naturfreunde an den winterrportlichen Veranstaltungen der Sozialistischen Arbeiter-Sport-Internationale und der ihr angeschlossenen Verbände — soweit letztere Veranstaltungen offen für die Mitglieder der SAZI sind — teilnehmen. Dadurch ist mit der Teilnahme der Naturfreunde an der Arbeiter-Wintersport-Olympiade 1931 in Wätzingen zu rechnen.

Literatur.

„Julio Durentio.“ Von Olga Ehrenburg. Rast-Verlag, Berlin. Olga Ehrenburg stellt seinen Julio Durentio mit einer orangefarbenen Weste, einer grünen Krawatte und einem steifen Hute aus. Selbstamer noch ist seine Herkunft. Ehrenburg läßt ihn in Mexiko als ein schwer zu behandelndes Kind geboren sein, das im Alter von fünf Jahren einer jungen Rabe mittels einer Brotkrume den Kopf ablagte, um den Unterschied zwischen Leben und Tod zu erfahren. Durentio erlernte die Mathematik, die Philosophie, das Drehschloßhandwerk, die Elektrotechnik, die Hydrologie, die Ägyptologie, das Ocarinenspiel, das Schachspiel, die Volkswirtschaft, eine Reihe anderer Wissenschaften, Handwerke, Künste, Spiele und einige Duzend verschiedener Sprachen und Idiome. Daneben kam er zu der Erkenntnis, daß die Kultur etwas böses sei, das man auf jede Weise bekämpfen müsse. Man würde noch längere Zeit brauchen, um Wesen und Charakter jenes Julio Durentio dem Leser vorzustellen, aber das Angeführte genügt wohl, um erkennen zu lassen, daß Olga Ehrenburg in dessen Lebensgeschichte eine Satire schreibt, vielleicht die genialste unserer Zeit. Der vollständige Titel des Buches verrät die Absichten des Dichters übrigens schon in ausreichender Weise: „Die ungewöhnlichen Abenteuer Julio Durentio und seiner Duzend Monksier Delbaie, Mister Cool, Karli Schmidt, Ercole Bambucci, Alexei Tschin, Olga Ehrenburg und des Regers Kasha in den Tagen des Friedens, des Krieges und der Revolution in Paris, Mexiko, Rom, am Senegal, in Moskau, Wineshwa und anderen Orten, ebenso verschiedene Urteile des Meisters über Pfeifen, über Leben und Tod, über Freiheit, über Schachspiel, das Volk der Juden und einige andere Dinge.“ Olga Ehrenburg hat hier eine Satire für geistige Feinschmecker und nihilistische Geister geschrieben, andere werden sich an dieser Kost den Magen verderben. Kultur, Zivilisation, Religion, Judentum, Revolution, Krieg und vieles andere wird in den Kreis der Satire gezogen: „Ich weiß“, so sagt der Autor im Schlusssatz, „es wird auch diejenigen von mir abstoßen, die aus übertriebener Liebe zur Literatur oder einfach aus Mitleid sich bemühen, mich zu begreifen und zu rechtfertigen. Welcher Konflikt wird jetzt meinen Paß mit einem Visum versehen? Welche Familienmutter wird mich noch über die Schwelle ihres Hauses lassen, wo reine Düngeleien und reine Jungfrauen leben? Mich erwarten Einsamkeit und Verlassenheit. In diesem Bericht über wahrhafte Begebenheiten, in dieser Wiedergabe aufrichtiger Gefühle werden die erbarungslosen Steptiker ein gemeines Pasquill erlöden, und selbst mein Name wird geächtet werden.“ Natürlich wird das Gegenteil geschehen und gerade dieses geistvoll-gesinnliche Buch wird dazu beitragen.

„Die Kerker von Budapest.“ Ein Buch der Schmerzen. Von Sándor Kemeri. Buchverlag Kaden u. Co., Dresden. Nie vielleicht noch wurde eine juristische, flammende, aufreizende Anklage gegen das Bösen des weißen Diktators nach der Niederwerfung der bolschewistischen Diktatur erhoben, als es in den Wäutern dieses Buches einer Frau, einer angesehenen ungarischen Schriftstellerin, geschieht. Jeder sollte sie lesen, sie müßte in allen Arbeiterkreisen vorgelesen, in Massen verbreitet werden, zur Warnung, zur Lehre, zur Erkenntnis, wessen menschliche Niedertracht im Bezirke der bürgerlichen Hüter der „Ruhe und Ordnung“ fähig ist. Frau von Bödöni, die unter dem Schriftstellernamen Sándor Kemeri schreibt, hat sechs Wochen in den Kerkeren Forghy-Ungarns verbracht, schuldlos, nur weil sie durch ein anonymes Schreiben gelegentlich eines vorübergehenden Besuches in Budapest als Spionin denunziert worden war. Während der Zeit der Diktatur war sie in einem Lungeranatorium in der Schweiz, sie hat in

der Politik niemals eine Rolle gespielt, sie war nicht einmal Emigrantin und auch ihr Mann hatte sich keines politischen oder sonstigen Vergehens schuldig gemacht, nur begreifliche Voracht ließ es ihm, der seit der Karolyi-Regierung in der Schweiz und dann in Wien lebte, rüchlich erscheinen, nicht nach Budapest zurückzukehren. Um ihr Haus wiederzusehen und die ihr und ihrem Manne gehörigen Gegenstände zu holen, begab sich die Frau nach Etalierung der Forghy'schen Mörder- und Räuber-Regierung mit einem ordnungsgemäß ausgestellten Paß und ebensolchen Papieren nach Budapest, fand ihr Haus bewohnt, ihre Möbel, ihre Wohnräume und Gebrauchsgegenstände in einem unbeschreiblichen Zustand der Verwahrlosung und Verschmutzung. Ihre Wohnung ist bewohnt, ihr Eigentum so gut wie vernichtet. Doch das ist erst der Beginn ihrer Leiden, denen sie verfallt, nur weil sie ohnungslos amlich ausgestellten Ausweispapieren ihre persönliche Sicherheit anvertraut hatte. Demnach, der wohl ein Interesse daran hatte, sie zu befestigen, schrieb anonym an die Polizei und diese bereitete sich zu „amtshandeln“. Die Frau wurde verhaftet und sechs Wochen lang wurde sie von den bolschewistischen Denkerkräften aus einem Kerker in den andern geschleppt, von denen einer entsehbare und grauenerregender als der andere war. Henri Parbuse, der zu dem Buche das Vorwort geschrieben hat, sagt darin: „Neben dem kranken Körper und zerfetzten Herzen ist Frau von Bödöni durch die Gefängnisse Budapest geschleppt worden. Blutige Tränen der Verzweiflung hat sie, zitternd gemeint. Was sie sieht und was sie hört, trifft sie mit grausamen Schlägen. Sie schilt und die furchtbaren Vernehmungen von Gefangenen, die man mißhandelt und verstimmt, um sie zum Geständnis zu zwingen.“ Diese im voraus bestellten „Gefändnisse“ bringen Weisheit, Tod, Sabel und Messer zustande.“ Nahe daran, den festlichen und leblichen Qualen zu erliegen, wird Frau von Bödöni nach sechs Wochen schließlich in Freiheit gesetzt. Wer dieses Buch liest, wird es nie vergessen.

Herausgeber: Staatsdruckerei. Chefredakteur: Wilhelm Kögler. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß. Druck: Kola u. Co. für Zeitung und Buchdruck. Preis für den Einzelverkauf: 1.00. Die Zeitungsmarktenummer wurde von der Post u. Telegraphenverwaltung mit Erlaß Nr. 13.200/VII—1929 befreit.

Allen Genossen und Genossinnen empfehlen sich zur Herstellung sämtlicher Drucksorten



Nordböhmisches Druck- u. Verlags-Anstalt
Gärtner & Co., Bodenbach a. E.
G. m. b. H.

Großbuchdruckerei, Stereotyp- u. Buchbinderei. neueste Beck- und Gleitmaschinen mit einer Tagesleistung von 50.000 Buchstaben. Rotationsmaschinen mit einer Tagesproduktion von 150.000 Zeitungen. Fernsprecher Nr. 271. Postsparkasse Nr. 127 95.

fort: „Sie müssen wissen, Herr, daß heute vor zehn Jahren mein Bruder gestorben ist. War als Raat auf dem Unterseeboot C. 5, das ein deutscher Zerstörer in Grund geschossen hat.“ Als ich noch immer nichts antwortete, fuhr der Mann, in dem ich an der großen Narbe, die ihm quer übers Gesicht lief, einen der Heizer erkannt hatte, wohl aus einem unklaren Mitleidsbedürfnis heraus, fort: „Gerade an seinem Geburtstag mußte er dran glauben — und er hat keinen schönen Seemannsstock gehabt. Man hat sie zusammengeschossen und in ihrem eisernen Kästen erfaßt wie die Ratten. Ich sage Ihnen, Herr, dieser Krieg war das größte Verbrechen, das es jemals gegeben hat. Ich bin selbst mit dabei gewesen, am Skagerrak. Wir standen vor den Feuern und heizten, als sollten wir gleich in die Hölle fahren, daß wir jeden Augenblick dachten, die Kessel platzen! Und über uns war der Teufel los. Da krachten und heulten die schweren Turmgeschütze, als wollten sie das Schiff zerreißen. Es waren wohl auch nicht nur unsere Geschütze, die da so krachten, denn als wir den Volltreffer in die Maschine bekommen hatten und das Schiff still lag — als dann der Befehl kam: „Rette sich, wer kann.“ und wir aus unsern Bunkern an Deck kamen, da war nicht mehr viel übrig von unserm schönen Schiff. Ja, und dann hat es mich doch noch erwischt!“ Er deutete auf die Narbe und fuhr fort: „Aber wir konnten uns doch wenigstens wehren und konnten raus. Aber die armen Kerle vom C. 5 sacken ab wie in einen Stein eingeschlossen — ja, Herr, und seitdem habe ich die Lust zur Seefahrt verloren. Das hier ist meine letzte Reise; dann mußte ich ab.“ Er sah mich an und ging schmerzhaft wieder über das Deck zurück, um über die Treppe, die zum Mannschaftsloge führte, zu verschwinden. — — — Am nächsten Tag fiel wieder die grenzenlose Glut

der Sonne über uns her. Wir lagen mit schweißnassen Körpern in den Liegestühlen, als plötzlich ein Rufen und auherregtes Rufen der Mannschaft uns aus unserm stumpfsinnigen Dahnstümmen aufwachen ließ. Der Kapitän verließ die Brücke und begab sich eilends unter Deck — und eine kleine Weile später erfuhren wir denn auch die Ursache: Der Heizraum hatte sich ein Unglück ereignet. Durch einen unglücklichen Zufall war ein Ventil geöffnet worden und der herausstießende Dampf hatte einen der Heizer vollständig verbrüht. Meine bange Vermutung, die sich gleich beim Hören der Unglücksbotschaft eingestellt hatte, bestätigte sich leider nur zu schnell. Es war der Heizer, der mich noch gestern nach einem Blick in sein Innerstes hatte tun lassen — vielleicht schon in einer, ihm selbst unbewussten Ahnung des Kommenden. Wer kennt die dunklen Wege, die uns das Schicksal führt? — — — Eine halbe Stunde später war er schon tot. Am andern Morgen, als strahlend die Sonne überm Horizont aufging, standen wir alle auf dem Dinerdeck verammelt. Zwei Matrosen hielten die Platte, auf der in ein Leinen eingehüllt der Tote lag. Die Maschinen stopten, das Schiff machte noch etwas Fahrt, dann lag es still. Der Kapitän nahm die Mitte ab, faltete die Hände, sprach ein Vaterunser, vier Kräfte hoben die Platte, und die stille Last, die gestern noch ein lebender, atmender und hoffender Mensch gewesen war, glitt ins Wasser. Drei Minuten später liefen die Maschinen wieder an. Ich stand am Heck und sah zurück. Ein paar leichte Wellen vom Rückwasser trüffelten über der Stelle, an der eben der arme Heizer zu letzten Ruhe versetzt worden war, und die Strahlen der aufgehenden Sonne funkelten golden darüber hin. Der Heizer hatte abgemustert — er brauchte nicht mehr zu See zu fahren. — — — Walter Schirmeier.